

Biblioteka Uniwersytecka

w Toruniu

do 33522

33525

II

Brewer

4 Broszüren

1891. 92

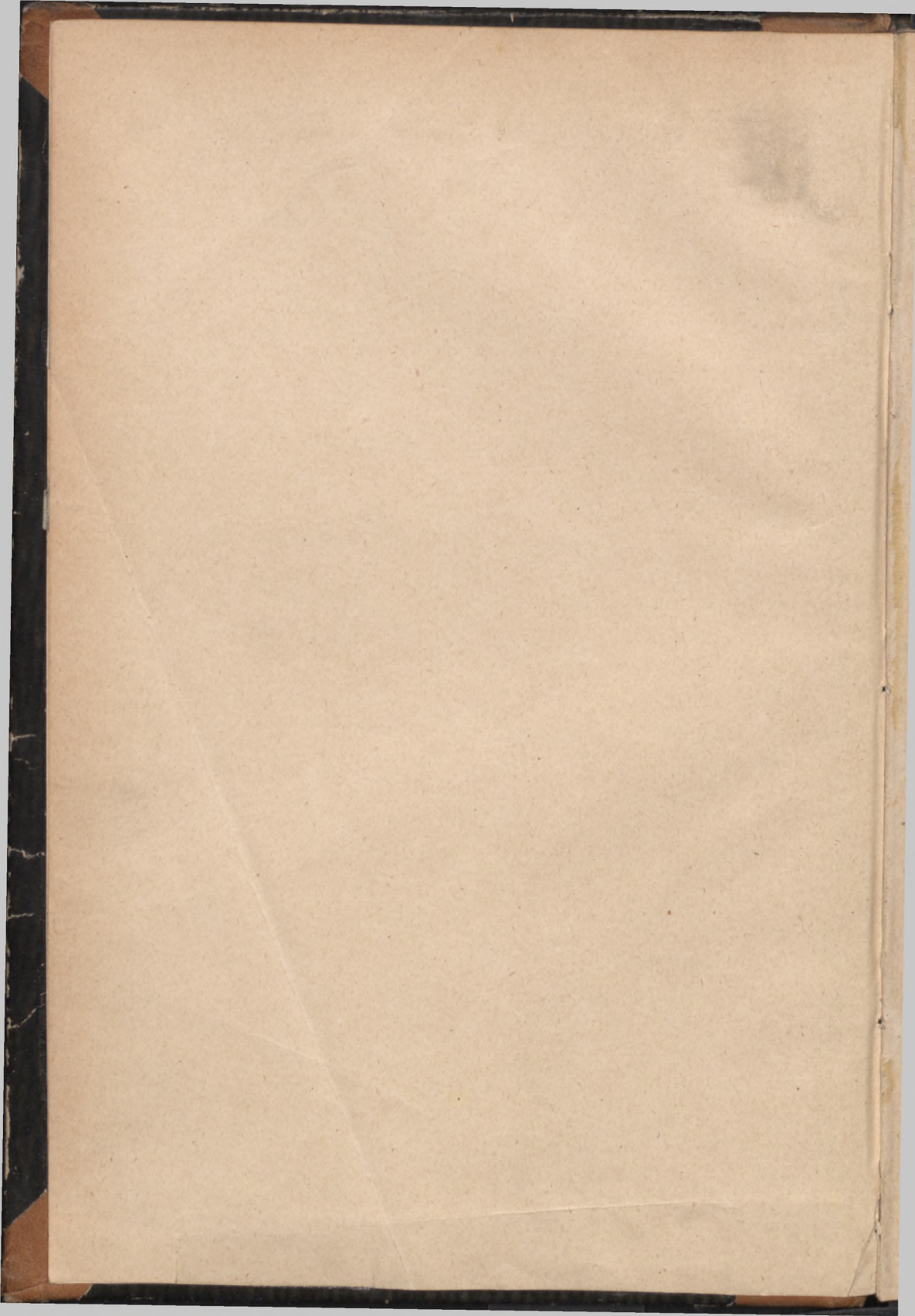


Kunheim-Judittensche
Bibliothek.

G^o 325

Inhalt.

- 1) Bei Bismarck 1891.
- 2) Bismarck im Reichstag 1891.
- 3) Rembrandt und Bismarck
- 4) Gedanken.



Bei
Bismarck



Dresden
Druck und Verlag der Druckerei Glöck
1891.

Uwaga! obejmuje 4 numeracje

33522

II.



Vorbemerkung.

Die Wuth, mit welcher der deutsche Preß-Bankert, höfischer, pfäffischer und semitischer Kreuzung, die nachstehenden Berichte über einen in Friedrichsruh abgelegten Besuch mit seinem galligsten Bismarckgift anspritzte, hat mir den entfernten Gedanken nahe gerückt, daß den Skizzen, welche ich auf der Reise stante pede entwarf, ein dauernder Werth zu eigen sein müsse. Ich übergebe somit meine Aufzeichnungen, die ursprünglich im „Hamburgischen Correspondent“ zerstreut erschienen, noch einmal geschlossen der Oeffentlichkeit. Sie werden zu einer Zeit in die Hände des Publikums gelangen, wo, wie Herr Eugen Richter sich mit der ganzen Widerwärtigkeit seines gottverlassenen Maulwerkes ausdrückte, das Trauerjahr um den verfloffenen Reichskanzler sein Ende erreicht haben wird. So innerlich, wie dem deutschen Rechtsgefühl der römische Begriff der Verjährung, ebenso tief widerspricht der französische M odebegriff des Trauerjahrs der deutschen Gemüthsitte. Wenn Herr Richter ein Herz hätte, das weniger freisinnig und mehr deutsch wäre, so würde er deutsch und sinnig mit jedem braven Manne hier zu Lande empfinden: Trauer verjähret nicht. Kriemhild trauerte zehn Jahre um Siegfried, ehe sie die Liebe eines ihr fremdgeliebten Königs widerstrebend ertrug, und wieder an die zehn Jahre dauerte es,

bis endlich vor ihrer unverjährten Trauer der mörderische Hofmob in den Staub sank. Wenn jetzt in Deutschland etwas „verjährt“ ist, so ist es die kritische Schonfrist, die das deutsche Järgergemüth mit einem natürlichen Instinkt aus seinen Jagdvorstellungen auch auf die Politik des Herrn von Caprivi übertragen hat. Jetzt gilt für Jeden, der sich redend oder schreibend in die Oeffentlichkeit stellt, uneingeschränkt das Wort, das Thomas Carlyle von dem Schriftsteller in Friedrich dem Großen sagte und das Bismarck in einer freundlichen Wendung in einem Briefe an Carlyle auf diesen selbst zurückwandte, daß er „unter einem edlen Zwange stehe, wahr sein zu müssen.“

Mit Sympathie für den Kaiser, mit Dankbarkeit für Bismarck, mit Achtung vor Caprivi kommt man in der politischen Kultur ebensowenig weiter, wie in der moralischen mit den drei Ringen in der Nase, welche Lessing mit der Schlaueheit eines Taschenspielers fest und schmerzlos durch jede geistig-indifferente Schleimhaut zieht. Der Muhamedaner hat sein Gutes für die allgemeine Kultur, wie der Jude und der Christ. Das hindert aber nicht, der eifrigen Ueberzeugung zu sein, daß es am besten um die menschliche Kultur stände, wenn alle drei Christen wären. Jeder ehrliche Mensch steht unter dem Zwang, sich für eine Wahrheit, einen Glauben, für eine Politik zu entscheiden.

Daß er diesem edlen und schmerzlichen Zwange die Kräfte seiner ganzen Seele willig unterordnen werde, dafür hat bisher nur Einer in Deutschland den vollen sittlichen Muth bewiesen: Bismarck. Auch ohne Amt hat er in Schrift und Wort seine deutsche Berufspflicht erfüllt. Aus der Begegnung mit ihm ist mir auf den ersten Blick deutlich geworden, daß sich dieses Pflichtgefühl, wenn es

sich jetzt auch erst in einem wehmüthigen und besorglichen Ernst ausdrückt, um so lebhafter in ihm steigern wird, je dringender die Veranlassung an ihn herantreten wird, es rücksichtslos, ja vielleicht bis zu jener genialen rabies seines Temperaments zu bethätigen, die oft staunend an ihm bewundert worden ist. Gerade das taktlose Preßgesindel, das von 1848 her die demokratische Wortfreiheit als ein Ideal versteht, hat aus diesem seelischen Pflichtdrang des Fürsten Bismarck den Begriff der politischen — Taktlosigkeit konstruirt. Wenn Bismarck nach seiner Entlassung zu allen Vorgängen mürrisch oder indifferent geschwiegen hätte, so würde die „Freisinnige Zeitung“ des Herrn Eugen Richter eines Tages nach ihrer feigen und perfiden publizistischen Gepflogenheit ganz gewiß die folgende Gemeinheit in ihre Spalten gerückt haben:

Briefkasten.

Treuer Leser auf dem Mühlendam m.
Sie fragen, warum ein gewisser Landjunfer, der sich kürzlich mit einigen zusammendotirten Millionen ins Privatleben zurückgezogen hat, seinen früher als unentbehrlich gepriesenen staatsmännischen Rath nicht mehr zum Besten giebt, ob schon es jetzt wohl an der Zeit wäre, den Mund aufzumachen. Gründen Sie nach dem Muster der berüchtigten Bismarckspende einen Fonds, aus welchem dem fraglichen Millionär das früher bezogene Staatsgehalt in voller Höhe ausgezahlt werden könnte, und Sie werden erkennen, warum die Mühle seines „großen Geistes“ so lange stillgestanden hat.

Gegebenen Falles würden von dem Fürsten Bismarck auch Insulten dieser Art ebenso eindrucklos abfließen, wie es heute die Drohungen mit dem Staatsanwalt und dem Urnimparagraphen thun. Denn wer einmal in dem genialen Gefühl allgemeiner, also auch der personellen Würschtigkeit die Kugel wie die Dreckschleuder zu fürchten verlernt hat, dem kann es völlig gleichgültig sein, ob die Geschosse von rechts, von links, von unten oder von oben auf ihn einfliegen. Bismarck hat seinen politischen Lebensweg stets in der straffen Haltung seiner allerpersönlichsten Ueberzeugung zurückgelegt; er wird, um einen geradezu klassischen Ausdruck aus „Rembrandt als Erzieher“ auf ihn anzuwenden, auch bis an sein Lebensende „Parademarsch im Kugelregen“ machen. Sein politischer Erfolg hat ihn nur zu einem Stolz Deutschlands, die unerschütterliche, moralische Kernkraft in seiner Natur hat ihn, was mehr ist und mehr bleiben wird, zu einer Zierde des ganzen menschlichen Geschlechts gemacht.

Wie der Kavalier in Eugen Richter nicht müde wird, den Fürsten Bismarck an Takt und Lebensart zu erinnern, so kann der Hohenzollernfreund in Herrn Sonnemann sich nicht laut genug über die Bismarck'schen Angriffe gegen die Krone entsetzen. Zu diesen Besorgnissen des getreuen Reichs-Eckart in der Stadt der Börne und der Rothschild, der geistigen und der goldenen Internationale, kann ich um so lebhafter das Wort ergreifen, als die demokratische Presse, mit einem denunzirenden Seitenblick auf den Staatsanwalt, auch in meiner Broschüre „Rembrandt und Bismarck“ Stellen entdecken wollte, die man sich „sehr wohl hüten müsse, auch nur andeutungsweise wiederzugeben“.

Ueber den deutschen Partei- und Interessenkämpfen wölbt sich das Kaiserthum fest wie ein eherner Himmel. Jede demo-

kratische Hand, die sich ballend gegen diesen Himmel erhob, hat Bismarck mit eisernen Griffen niedergerissen. Aber wie der Papst, wenn man nicht im demokratischen und im ganzen protestantischen Lager an seine Unfehlbarkeit glauben will, nicht das Papstthum ist, so ist der Kaiser nicht das Kaiserthum, so lange man nicht das Dogma einer kaiserlichen Unfehlbarkeit in das Programm der Schulreform für den geschichtlichen Unterricht aufnehmen will und zur verfassungsmäßigen Urkunde zu erheben vermag. Den Himmel des deutschen Kaiserthums, unter welchem Bismarck bis zum Tode ergeben athmen und streiten wird, bevölkert die Geschichte auf dem Wege der Erbfolge mit den verschiedensten kaiserlichen Göttergestalten. Wilhelm I. stieg niemals hinunter in den Kampf der sterblichen Parteien; wie oft aus den konservativen Reihen sein Name um Beistand angerufen wurde, Wilhelm I. beschränkte sich darauf, wie Zeus in der Ilias, den Bittenden freundlich zuzuwinken oder den Gegnern mit den kaiserlichen Brauen zu drohen. Unsichtbar kämpfte Friedrich III. in den Reihen der liberalen „Aufklärer“, nach ihren eigenen Worten nicht anders, als wie „ein Lichtgott“ den Wankenden Muth einsprechend und mit geheimem Wink ihre publizistische Lanzen richtend. In vollem Waffenglanz wirft sich Wilhelm II. in den männermordenden Streit; wie ein Wetterleuchten auf- und niederfahrend, erdröhnt überall auf dem Blachfeld der Meinungen der göttliche Tritt seiner kaiserlichen Macht; geblendet ringsum steht Freund und Feind von dem Leuchten seines Jornes und seiner kaiserlichen Gnade. Wohin auch immer er sich wendet, er bringt „Schrecken und Verwirrung in die Reihen der treuen Achäer“. Götzler, der dialektische Held, den die Väter einst trefflich zu kämpfen gelehrt, wirbelte wie ein Hase vor ihm her in einer ununterbrochenen Ueber-

zeugungsflucht. Ein Weichen überall. Aber es giebt auch unter den Sterblichen Helden, die selbst vor Göttern die Waffen nicht senken. Brüllend vor Zorn, Scham und Schmerz flüchtete Mars, verwundet von des grausen Diomedes Lanze, hinauf in die ewigen Wohnungen.

Nicht anders, als die trojanischen Helden, hat Bismarck jetzt und allezeit unter dem Himmel des preußischen Königthums und des deutschen Kaiserthums wie ein Held und ein Knecht gestritten, gleichviel ob er den Gott mit sich oder gegen sich fühlte. Obschon man ihn tausendfach feige im Stich ließ und ihm die Mamentreue brach, ist doch der Heldenmuth aus der Ilias in ihm vereint geblieben mit der Treue aus den Nibelungen. Wenn Muth und Treue nicht mehr in den Reihen der deutschen Parteikämpfer vereint zu finden wäre, was könnte dann Anderes aus dem kaiserlichen Himmel auf das Schlachtfeld herniedersteigen, als der Speichel kalter Verachtung?! Mögen die Götter, wenn sie Luft verspüren, nur immer mitstreiten unter den Sterblichen, aber wundern sie sich nicht, wenn der Muth der Kämpfenden sich dann um so wilder erhebt, je stürmischer sie selbst daher brausen und die Gegner in ihrem Kampfrecht bis auf den Tod ihrer Ueberzeugung beschränken wollen. Wir aber, die wir mit der Feder waffenfähig geworden sind, wollen unsere geistige Dienstpflicht als ruhm- und soldlose Myrmidonen nach Kräften erfüllen. Auch dieser Kampf soll unter den Augen der Götter nicht eher enden, als bis der freisinnige, mit der Goldrüstung des Judenthums gewappnete Hector drei Mal um die deutschen Mauern geschleift ist und so ganz nebenbei Richter-Cherites mit seinem Bismarck-Lästermaul unter den blutigen Striemenhieben des Anstandscepters verstummen wird.

Alles, was im Bismarck'schen Sinne gegen die Politik von heute vorzubringen ist, läßt sich in die Interpretation einschachteln, welche das an den Postminister gerichtete kaiserliche Wort „von dem Verkehr, welcher die Schranken der Völker durchbricht“, in der freisinnigen Presse, ohne den geringsten Widerspruch in Regierungskreisen wachzurufen, gefunden hat. Das Wort an sich hat seine neutrale, man möchte sagen, fahrplannmäßige Richtigkeit. Aber in dem politischen Sinne, in welchem es von der freisinnigen Partei aufgefaßt und weder durch Regierungsworte, noch Regierungshandlungen dementirt wird, ist es falsch. Es wäre nur dann zu unterschreiben, wenn der Bismarck'sche Nachsatz erfolgt wäre: „In diesem schrankenlosen Verkehr, welcher das Zeichen des neunzehnten Jahrhunderts ist, heißt es, mit verdoppelten Kräften unsere deutschen Eigenheiten und Errungenschaften abschließend zu bewahren, um die Kräfte des Vaterlandes durch inneres Wachsthum so zu steigern, daß wir im zwanzigsten und in allen ferneren Jahrhunderten befähigt sein werden, auf den weit geöffneten Wegen dieses Verkehrs in immer erhöhtem Maße mit der geistigen Macht und der körperlichen Kraft der deutschen Kultur auf den Weltgang bestimmend einzuwirken!“ Auch damals, als Bismarck noch Bundestagsgesandter war, hatte bereits die Erfindung der Lokomotive die Schranken des Verkehrs unter den Bundesstaaten durchbrochen. Wenn aber der preußische Gesandte sich in Frankfurt auf denjenigen deutschbürgerlichen Standpunkt gestellt hätte, welcher dem weltbürgerlichen Standpunkt der kaiserlich-freisinnigen Zeitung entspricht, so würde sowohl das heutige Deutschland in seinen freien und kräftig gezogenen Kontouren nicht entstanden sein, als auch wäre Preußen selbst in seinen angestammten Grundlinien durch diese schrankenlos zerfließende

Verkehrspolitik sicherlich verwischt und verschwenmt worden. In diesem Sinne schrieb Bismarck am 12. Mai 1859, dem Geburtsjahr des augenblicklichen Kaisers, von St. Petersburg an den Freiherrn von Schleinitz:

„Das preußische Selbstgefühl wird dann (wenn wir gegen die Ueberhebungen unserer deutschen Bundesgenossen die Saite selbstständiger Politik anschlagen) einen ebenso lauten und vielleicht folgenreicheren Ton geben, als das bundestägliche. Das Wort „deutsch“ für „preußisch“ möchte ich gern erst dann auf unsere Fahne geschrieben sehen, wenn wir enger und zweckmäßiger mit unseren übrigen Landsleuten verbunden wären, als bisher; es verliert an seinem Zauber, wenn man es schon jetzt, in Anwendung auf den bundestäglichen Nerus, abnützt“.

Diese bewährte Bismarck'sche Weisheit auf die heutige Politik übertragen, würde den unzweifelhaft sich auch heute noch bewährenden Satz ergeben:

„Das deutsche Selbstgefühl wird dann (wenn wir uns gegen alle anspruchsvollen Erwartungen unserer äußeren Freunde und inneren Feinde völlig harthörig verhielten) in dem Konzert der europäischen Realpolitik den rauhen Grundbaß des bewaffneten Weltfriedens viel nachdrücklicher spielen, als jemals auf der hochgestimmten Zukunftseige brüderlicher Völkerannäherung dieselbe weltfriedliche Melodie vernommen werden könnte. Das Wort „Völkerannäherung“ für „deutsch“ möchte ich überhaupt gern erst dann auf unsere Fahne geschrieben sehen, wenn wir durch Selbstgefühl unsere äußeren Bundesgenossen enger an uns herangezungen, unsere inneren Feinde aber, Freisinn, Partikularismus und Sozialdemokratie, endgültiger niedergezungen hätten; das Wort verliert

von seinem Zauber, wenn man es schon jetzt, in Anwendung auf den zunehmenden Eisenbahverkehr, abnützt."

Bismarck wäre nie ein Deutscher geworden, wenn er nicht ein Kernpreuße gewesen wäre; er wäre nie ein Mann des Weltfriedens geworden, wenn er nicht ein Kerndeutscher wäre. Um Weltbürger und Volksbeglückter zu werden, muß man mit der preussischen Militärzucht anfangen und mit dem deutschen Schutzoll fortfahren. Dann wird man etwas in der Welt und bedeutet etwas für die Welt. Wer aber, wie die freisinnige Partei, welche nicht laut genug den kaiserlichen Worten zujubeln konnte, umgekehrte Reihe macht und mit dem Weltbürger anfängt, der wird ein starker Phrasenheld, aber ein schwacher Deutscher und ein ganz verflüchtigter Preuße werden. Seit 1871 hat die freisinnige Partei aus ihrem weltbürgerlichen Judengeist heraus jede Vermehrung des deutschen Heeres abgelehnt; wäre in diesem Sinne regiert worden, so hätten wir heute anstatt eines aktiven Heeres von 475 000 ein Heer von 320 000 Mann — das aber wäre nicht der Weltfrieden und das Völkerglück, sondern der Krieg und die Niederlage Deutschlands. Genau so, wie der weltbürgerliche Geist in Deutschland allen militärischen, so ist er allen schutzöllnerischen und zumal allen bäuerlichen Forderungen entgegen gewesen. Dieser internationale Gisthauch aus dem freisinnigen Parlamentsrachen macht das deutsche Schwert stumpf, deutschen Acker zum Sumpf. Hier liegt die Wurzel des deutschen Erbübels. Hierhin richtete sich das ergreifende Wort des 72 jährigen Bismarck: „Die Fortschrittspartei werde ich bekämpfen bis zum letzten Athemzuge.“ In drei Worten ist vor wenigen Tagen das weiseste Regierungsprogramm nieder-

geschrieben worden, welches jemals für Deutschland erdacht werden kann. Diese drei Worte bilden die Unterschrift eines an den deutschen Bauernbund gerichteten Schreibens und heißen:

Graf Moltke, Bauer.

Je tiefer wir das deutsche Kriegsschwert in deutschen Acker stecken, desto sieggewaltiger wird eine antäische Kraft es durchströmen. Wer den deutschen Getreidezoll auch nur um einen halben Millimeter kürzt, kürzt die nationale Urkraft um einen ganzen Meter. „Seit zehn Jahren“, sagte Fürst Bismarck zu mir, „traten österreichische Handelsvorstellungen an mich heran; ich habe mich bemüht, alle Eingaben sehr freundlich „zur Prüfung“ entgegenzunehmen; sie sind aber über diese Prüfung niemals hinausgelangt. Man kann vom deutschen Bauer nicht verlangen, daß er den Aufwand mit bestreitet, welchen der ungarische Magnat in Wien zu machen gewohnt ist“.

„Markgraf, Kaiser werde hart!“ kann man nicht laut genug rufen, wenn man mit dem geistigen Blick von dieser freundlichkalten Ruhe Bismarcks auf die warmherzige Nachgiebigkeit der heutigen Politik hinüberschweift, welche England bei heiterem Himmel einen dunklen Abtausch, dem österreichischen Handel Konzessionen, den Ultramontanen die Sperrgelder, den Freisinnigen ein weltbürgerliches Verständnis und der endlosen Arbeiterunzufriedenheit eine asphaltirte Fahrstraße bietet, auf welcher der kleine, schutz- und kapitallose Mittelstand, das zarteste und wichtigste Glied im Aufbau der monarchischen Gesellschaft, zuerst vom sozialistischen Ansturm niedgerissen werden wird.

Das ist die species facti der sogenannten „kaiserlichen Politik“, die sich von der offiziösen und amtlichen Presse

nicht verschleiern und nicht verschönern läßt. Es ist ganz der alte Cours, nur mit dem Unterschied, daß der Kiel nicht vorwärts gleitet, sondern die früher mit Genieckohlen und jetzt nur mit Fleißbriquets geheizte Maschine zurückstampft. Wenn Bismarck kein Wort zu all' diesen Vorgängen sagen würde, so müßte man eine Deputation nach Friedrichsruh schicken, um ihn zum Reden und zum Warnen zu bringen. Aber er hat seine Pflicht stets allein und aus eigenem Antrieb erfüllt. Wenn nun diese Pflicht von ihm auf keinem anderen Wege, als auf dem gewöhnlichen Preßpfade erfüllt wird, so ist die kunstlose Art seiner Entlassung daran schuld, die ihm weder, wie er sich selbst ausdrückte, einen „anständigen Abgang“ ermöglichte, noch Gelegenheit gewährte, zu dem Centrum der Regierung auch späterhin einen offenen und wirksamen Zugang zu finden. Als Helgoland eingetauscht wurde, blieb Wisßmann unbefragt, als ein Wechsel im Generalstab nothwendig wurde, vermißte das deutsche Volk Moltkes mitberathende Stimme, nie und nimmer aber wird es in politischen Dingen der Stimme des alten und treuen, guten und klugen Bismarck entrathen wollen. Wenn die „Kölnische Zeitung“ heute schreibt, daß Bismarck hinter dem Reichswagen keifend und nörgelnd herlaufe, so bringt sie in jeder Brust den deutschen Athem zum Stocken. Den Unterschied zwischen Bismarck und einem freisinnigen Reichsnörgler kennt jedes Kind; Bismarck „nörgelt“, um das Reich zu fördern, der demokratische Freisinn, um die Monarchie zum Parlamentarismus zu degradiren. Wenn weiterhin die „Kölnische Zeitung“ in einer Besprechung der Broschüre „Rembrandt und Bismarck“ betont, daß sie es für ein erfreuliches Zeichen von innerer Kräftigung halte, daß Deutsch-

land den Rücktritt Bismarcks ruhig ertragen habe, so ist das rheinische und früher auch reinliche Blatt den Berliner Judenblättern gleich zu achten, die schon seit Jahren darauf ausgingen, durch das Märchen von dem alternden Kanzler dem deutschen Volk die Seele zu stehlen. Ist es denn, um im Bilde zu reden, ein Zeichen von „innerer Kräftigung“, wenn man eine gute Zigarre zu zwei Dritttheilen aufgeraucht hat und sich für das letzte Drittel ganz ruhig ein fünf-Pfennigkraut ins Maul stecken läßt? Gerade diese krankhaften Reflexionen der „Kölnischen Zeitung“ beweisen, wie viel weibische Schlappheit in Deutschland durch ein kräftiges, natürliches Empfinden zu überwinden ist. Das leitende nationalliberale Organ in Baden meint im gleichen Schlappgeiste, wie die schlotterige Zeitungskönigin am Rhein, es sei besser, Bismarck sitze jetzt thatenlos im Winkel, als wenn er in seiner Amtsthätigkeit durch einen plötzlichen Tod ereilt, eine allgemeine Bestürzung hervorgerufen hätte. Erstens kann Bismarck, wie jeder kluge Mensch, sehr gemüthlich und ohne jede Plötzlichkeit das Zeitliche segnen; zweitens kann die Zeit seines Todes, wenn man denn um jeden Preis an ihn denken will, nicht schicklicher, als nach der Lebensuhr seines engeren Kollegen Moltke, also vorläufig zum mindesten noch auf volle fünfzehn lebens- und redekräftige Jahre, berechnet werden; drittens aber würde ein bestürzender Zusammenbruch des hochgefügtten Mannes in der Reinheit und in der Kraft einer natürlichen Gewalt alle ästhetischen und politischen Kräfte in Deutschland auf das Tiefste erschüttert, aber auch auf das Gewaltigste aus dem Maße der platten Empfindung emporgerissen haben. Der langsame Pensionstod, den Bismarck heute erleidet, ist nur qualvoll für ihn, beschämend und entweihend für uns. Was

durch seine quarantäneartige Absperrung und die Steinwürfe, die dem machtlosen Helden nachflogen, an innerem Gut in der deutschen Seele verkümmert und zertrümmert worden ist, das kann die „Kölnische Zeitung“ mit ihrer opportunen fünfzigpfennigsbegeisterung für deutsches Volksleben niemals wieder aufrichtend ersetzen.

Es gilt jetzt Bismarcks Bild mit beiden Händen so hoch wie möglich aus dem Qualm unreiner Seelen emporzuhalten im Bewußtsein des deutschen Volkes. Was Goethe für unsere ästhetische, das soll er für unsere politische Willenswelt sein, das höchste Beispiel, das höchste Maß schöpferischen Seelenlebens. Die deutsche Presse ist dem Vergleich Bismarcks mit Goethe, der mir durch meinen Besuch in Friedrichsruh aufgedrängt wurde, ängstlich ausgewichen. Die englische, russische, skandinavische Presse hat diesen Berliner Nikolajinn, der wie vor Goethe, so auch vor Bismarck zurückschreckt, nicht bewiesen; vielleicht macht das, was ich später sagen will, auf deutsche Leser mehr Eindruck, wenn ich es erst nach einer Uebersetzung des Pariser „Temps“ französisch auf sie wirken lasse.

„L'alternance entre le jour et la nuit ne se produit pas seulement dans la nature: elle se produit également dans la poitrine de chaque homme et dans l'âme de chaque peuple. Ce que le jour et la nuit sont dans la nature corporelle, la volonté et le sentiment le sont dans la nature spirituelle. Sans nuit et jour il n'y aurait pas de vie, sans volonté et sans sentiments il n'y aurait ni homme ni peuple. Dans la nature sombre de Goethe, qui représentait la nuit, ont brillé les étoiles du sentiment allemand; par la nature robuste et claire de Bismarck, qui représente le jour,

le peuple allemand a fait son œuvre franche et joyeuse, œuvre qui, depuis les temps de Siegfried, est l'œuvre de l'épée. Les yeux de Gœthe étaient sombres comme la nuit, ceux de Bismarck sont clairs comme le ciel de midi.“

M. Bewer dit ensuite que les traits du prince Bismarck ont été altérés par les libéraux. Quand ils comparent l'ex-chancelier à Gœthe, ils en font une figure ou plutôt une caricature militaire. „Gœthe et Bismarck sont frère et sœur, tous deux fils de l'éternité. Deux sommets également élevés dans la chaîne de montagnes allemands, planant, comme la beauté et la force, au-dessus de la boue de la vie inférieure, s'enfonçant également loin, par leurs têtes, dans le ciel de l'immortalité, séparés seulement par la vallée de l'abaissement de l'Allemagne. — Quand, au commencement, du siècle, on voulait voir un homme, on se rendait à Weimar; aujourd'hui, quand on veut voir un homme, il faut se rendre à Friedrichsruh.“

Die bismarckfeindliche Presse in Deutschland pickte sich mit ihren schmierigen Gummifingern „die interessantesten Stellen“ aus den nachstehenden Berichten wie Korinthen aus einem Bröddchen heraus und besudelte sodann den Teig, nach Art vollgefressener und übermüthiger Judenfinder, auf die unslätzigste Weise. Mit mir selbst heuchelten sie ein tiefes Judas-Mitleid, ich sei an einem rapid verlaufenden Gehirnübel erkrankt, nur noch psychiatrisch zu erklären und jedem Irrenarzt als ein interessantes Objekt zu empfehlen, kurz ich sei mit einem einzigen Wort, welches ihren geistigen Jorn auch stilistisch ex ovo deckt: „Meschugge!“ Jeder rede ruhig die Sprache seiner Natur. Ultra Mosse nemo obligatur!

Als das Stichwort von meiner geistigen Erkrankung nicht mehr verfing, kam das „Berliner Tageblatt“ auf die glückliche Idee, ein Telegramm aus Dresden zu erhalten, in welchem mitgetheilt wurde, „dort sei das „Gerücht“ verbreitet, meine Berichte aus Friedrichsruh beruhten „auf Mystifikation,“ woraus das „Berliner Tageblatt“ mit mauschelnder Logik den Rückschluß zog, daß ich in Dresden, wo ich erst seit einigen Wochen Aufenthalt genommen hatte, und wo mich auch jetzt kaum eine Menschenseele kennt, einen sehr mangelhaften Kredit genießen müsse, woraus die „Freisinnige Zeitung“ des Eugen Richter sich einen weiteren Rückschluß auf allgemein sittliche Defekte in mir erlaubte. Die zu einander addirten Resultate dieser willkürlichen Betrachtungen wurden sodann von einem englischen Berichterstatter, der sich gewiß eines langjährigen Umganges mit mir erfreut hat, dahin zu einer Depesche formulirt, in Deutschland werde selbst von den treuesten Anhängern des Fürsten bedauert, daß er einem geistig gestörten und sittlich verkommenen, im Uebrigen völlig obskuren Mr. B. sein Haus und sein Herz geöffnet habe.

Der Fall wird für Denjenigen kulturhistorisch interessant sein, der in Zukunft eine Geschichte der deutschen Presse und ihres jüdischen Ritus schreiben mag. Der Angegriffene wird sich stets wehrlos gegen journalistische Ehrabschneider dieser Art fühlen, die weder als Lumpen noch als Gentlemen zu fassen sind. Der geschriebene Kodex des Rechtes ist unzulänglich für sie, dem ungeschriebenen der Ehre unterwerfen sie sich nicht. Würde man sie verklagen, so würde im schlimmsten Falle ihr Vergehen von einem harmlosen Sitzredakteur mit einem edleren Körpertheil abgebüßt werden, als der ist, mit dem die moralische Schuld bezangen wurde.



Würde man auf persönliche Manier das Ehrenrecht bei ihnen geltend machen, so würde man nach dem Satz, wo nichts ist, hat selbst der Kaiser sein Recht verloren, gleichfalls mit leeren Händen abziehen. Man sieht, am gemüthlichsten geht es sich durch diese Welt, wenn man gerade kein offener Lump, aber auch gerade kein heimlicher Gentleman ist, also so ungefähr diejenigen Eigenschaften besitzt, die für eine ungestörte Entwicklung der freisinnigen Verläumderpresse in erster Linie erforderlich sind. Diese Presse ist geradezu von einer viehischen Gemeinheit, die nur zu erklären ist durch den Zufluß, welchen seit 1848 die deutsche Presse insgesamt an polnisch-jüdischer Seelenjauche erhalten hat. Die Trübung zum Gemeinen ist in der Presse überall zu spüren; im Stil ist nüchterne Schlichtheit ersetzt worden durch schäbige Eleganz; frische Originalität durch abgenutzte Phrasenclichés; Muth durch Hinterlist; statt mit dem rothen Blut des ehrlichen Herzens erscheint die deutsche Presse mehr und mehr in dem violettgoldigen Anilinstil jüdischer Geistreichelei. In der ganzen deutschen Kriegs- und Handelsflotte giebt es kaum einen einzigen jüdischen Matrosen; wenn sich der Jude vor schwerer Körperarbeit, vor Schiff- und Knochenbrüchen fürchtet, so sollte er auch den journalistischen Beruf fliehen, anstatt ihn aufzusuchen. Denn was sind die Journalisten und was sollen sie Anderes sein, als Matrosen auf dem Schiff der Zeit? Auf diesem geistigen Schiff aber hungern die Juden in allen Verleger-Kajüten und baumeln auf allen Raanen wie die Affen im Urwalde. Sie suchen den Wind aus den deutschen Segeln wegzufangen und das Reichsschiff in das feichte Gewässer internationaler Stagnirung zu treiben, wo es von den Chinesen der Börse bequem geplündert werden kann. Hier giebt es nur einen Rath. Je stärker der

deutsche Wind weht, desto mehr dieser Windschnapper werden à la Georg Brandes über Bord gesäuselt werden. In Dänemark ist man sich jetzt über diesen internationalen Lustifikus glücklich so weit klar geworden, daß man seine Erwartungen auf ein dänisches Staatsgehalt (!) kalter Hand geknickt hat.

Zwei Persönlichkeiten sind durch den Koller, in welchen die freisinnige Presse durch meine Berichte versetzt wurde, in eine Mitleidenschaft gezogen worden, die mich für sie einzutreten nöthigt: Bismarck und Heinrich Heine. Von Bismarck schrieb das „Berliner Tageblatt“, er sei „auf den Beyer gekommen“. Bei dem Gedanken, daß Bismarck nach freisinniger Aussage auf den Hund gekommen sein sollte, tröstet mich nur das Bewußtsein, daß der Fürst von dem Charakter und der Begabung seines verstorbenen Tyras noch heute viel hochachtungsvoller denkt, als von einem ganzen Duzend zweibeiniger Schweifwedler in Wadenstrümpfen. Ein Hundsrücken, aus der geistigen Senkgrube des „Berliner Tageblattes“ gesehen, ist immer noch ein moralischer und politischer Chimborasso.

Ihrem eiteln Heine hat die Presse unnützer Weise die Grabesruhe gestört, wenn sie Lärm darüber schlägt, daß ich zu Eingang meiner Berichte mich mit ihm habe vergleichen wollen. Allerdings, das Schwierigste und Schönste, was seinem Menschenwitz geglückt ist, gelang auch mir schon in frühester Jugend, in Düsseldorf geboren zu werden. Aber ein Schriftsteller, der heute Heine nachahmen wollte, würde nicht weniger ridikul sein, als ein König, der Friedrich den Großen kopiren möchte. Kopien sind immer schlechte Originale. Nicht ich, indem ich Bismarck und Goethe einander zu nähern suchte, sondern eine

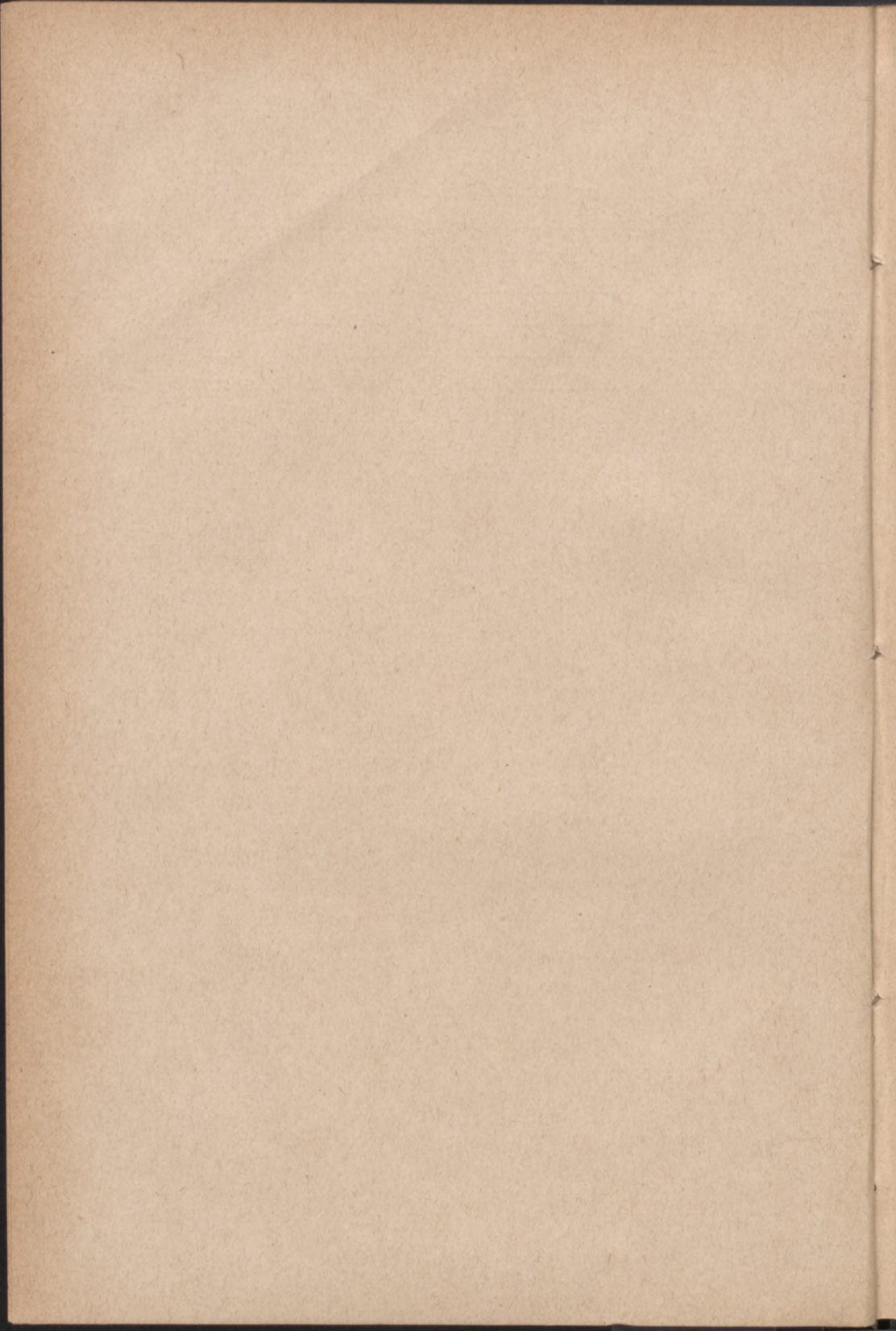
alberne Presse hat mich bei dieser Gelegenheit mit Heine verkoppelt. Den richtigen Weg, einen selbstständigen Anschluß an Heines politische Satyre zu finden, wenn ich es wollte, hat die Natur mir übrigens klar vorgezeichnet; wenn man eine gerade Linie von dem Hause, an welches die Unsterblichkeit Heines Visitenkarte geheftet hat, zu dem Hause ziehen wollte, wo meine Wiege stand, so würde diese Linie mitten durch das Haus gehen, in welchem — Eugen Richter die politische Finsterniß in Deutschland erblickte. Es giebt eine Lokalgeographie, die nicht minder bedeutsam sein kann, als die Astrologie. Nicht nur in dem Zug der Sterne, zuweilen auch in dem Zug der Straßen liegt für den Sehenden klar vorgezeichnet, welchen Lebensweg er ziehen mag. Wenn Heine heute lebte, er würde vereint auf Bismarck die scheue Achtung und die laute Bewunderung übertragen, die er zu Lebzeiten auf Immermann und Napoleon vertheilte. Für Stärke hatte er eine gewisse Schwäche. Dies angeborene Faible läßt auf einen aristokratischen Fonds in ihm schließen, auf ein geistiges Vermögen, sich unterordnend unter das wahrhaft Große einzuordnen. Das polnische Preßfemtenthum hat von dieser niederrheinischen, vielleicht von den portugiesischen Juden Hollands in Heines Geschlecht von Geldern herüberwehenden aristokratisch-feineren Luft nicht einen Windhauch nach der deutschen Reichshauptstadt gebracht. Heine konnte zuweilen fein und aristokratisch, der Berliner Preßjude kann niemals anders, als frech und plebejisch denken.

Wenn ich noch einmal im Geiste überfliege, was dieses Gefindel eine Woche lang an Schmähungen über mich hat drucken lassen, so kann ich mit Hamlet variiren: „Schimpfworte! Schimpfworte! Nichts als Schimpfworte!“ Ich

gehe gewiß im Gebrauch eines kräftigen Ausdrucks, der den Busen unserer Ueberzeugung von allen windigen Anstandsgasen erleichtert und befreit, mit einem ermunternden Beispiel voran. Aber das, was uns in dem quälenden Drang nach Ausdruck ringender Empfindungen polternd entweicht, hat nur dann eine verzeihliche physikalische Wirkung, wenn eine ideelle Kraft um so lebhafter aus uns emporstrebt und die ist in mir: Liebe zu Bismarck.

Dresden, im Februar 1891.

Max Beyer.



Der Wechsel von Tag und Nacht vollzieht sich nicht nur in der Natur. In der Brust eines jeden Menschen und in der Seele eines jeden Volkes wogen die hell dunklen Strömungen des Tages und der Nacht, die Stimmungen in Dur und in Moll wechselnd auf und nieder. Was Tag und Nacht in der körperlichen Natur sind, das sind Wille und Gemüth in der geistigen. Ohne Tag und Nacht gäbe es kein Leben, ohne Wille und Gemüth keinen Menschen und kein Volk. In der dunklen Nachtnatur Goethes gingen die Sterne des deutschen Gemüthes auf, in der hellen Willensnatur Bismarcks verrichtete das deutsche Volk sein ehrliches, lebensfrohes Tagewerk, das seit Siegfrieds Zeiten ein Werk des klaren Schwertes ist. Goethes Augen waren dunkel wie die Nacht, Bismarcks Augen sind blau wie der Mittags-himmel.

Vor wenigen Monaten sagte Fürst Bismarck zu einer Deputation aus Straßburg, Schwert und Feder möchten allezeit gute Freundschaft halten. Es ist nicht die diplomatische Gänsefeder, die er meinte, welche Blücher, York und die Haudegen aller alten und neuen Zeiten am liebsten zwischen ihren militärischen Fingern zerknittert hätten. Die Feder, an die er dachte, ist die, mit welcher das Volk seine eigene Geschichte, seine eigene Physiognomie niederzeichnet. Verzerrt und verunstaltet

hat diese Feder in der liberalen Literatur Bismarcks Züge wiedergegeben; gegen Goethe gehalten gilt dem liberalen Litteratenthum Bismarck als eine militärische Kraft-Karikatur, ein Apoll gegen den alten Wrangel. „Ich bezweifle, ob Bismarck Goethe gelesen hat und wenn er ihn gelesen, so bezweifle ich, daß er ihn verstanden hat“ schreibt Herr Dr. Georg Brandes, ein berühmter Musterknabe aus jenem liberalen Litteraturghetto, das sich allmählich um Heines und Börnes Stammhäuser in Deutschland angebaut hat. Hier will die Feder vernichten, was das Schwert errungen hat: die Einheit des deutschen Volkes, die Einheit seines Willens und seines Gemüthes. Bismarck und Goethe sind Geschwisterkinder, nicht anders, wie Tag und Nacht Bruder und Schwester, Kinder der Ewigkeit sind. Sie sind zwei gleich hohe Gipfel im deutschen Gebirgszuge, gleich weit als Schönheit und als Kraft hinauftrebend aus dem Schmutz und dem Phlegma des niederen Lebens, gleich tief mit ihren Häuptern in den Himmel der Unsterblichkeit ragend, nur getrennt von einander durch das Thal der deutschen Erniedrigung.

Vor sechzig Jahren war es, als Heinrich Heine klopfenden Herzens zu Goethe pilgerte. Wollte man zu Anfang des Jahrhunderts in Deutschland einen Mann sehen, so mußte man nach Weimar, heute muß man nach Friedrichsruh reisen. Goethe empfing so viele Briefe mit der Bitte um Besuchserlaubnis, wie Bismarck auf seinem Landsitz erhält. Bismarcks Schwester, die Empfängerin der entzückenden „Briefe an Malwine“, sagte mir, daß sich fast täglich „Leute mit Grund und ohne Grund“ darum bemühen, ihren Bruder zu sehen und zu sprechen. Aristokraten des Geblütes und des Geistes antichambrierten bei Goethe wie bei Bismarck. Der indische Nabob, der in Kissingen sechs-spännig beim Fürsten

auf der Saline vorfuhr und mit einem köstlichen Lächeln von der Schwelle zurückgewiesen wurde, war auch Goethe keine unbekannte Erscheinung.

Zu Goethe und zu Bismarck zu gelangen, ist gleich schwer, wie es gleich leicht ist, bei ihnen zu sein und ihrem Geist zu lauschen. Ist man erst einmal in der Kirche, so hört man auch die Orgel. Mir machte der Fürst eine durch das ganze Leben anhaltende Weihnachtsfreude, als ich am Weihnachtsabend in Dresden einen Brief von ihm erhielt, in dem er mir mittheilte, daß er auf der Reise von Varzin nach Friedrichsruh meine kleine aphoristische Schrift „Gedanken über Bismarck“ eingehender gelesen habe und daß er, obgleich er sich an manchen Stellen durch das gespendete Lob — — „beschämt fühle“, sich doch freuen würde, wenn ich ihn einmal besuchen wolle, falls mich mein Weg nach Hamburg führe, zumal ich ihm in einer neuen Schrift „Rembrandt und Bismarck“ ein neues Lebenszeichen gegeben habe.

Der fürstliche Brief lautet:

Friedrichsruh, den 22. Dezember 1890.

Ihre Schrift: „Gedanken über Bismarck“, welche Sie die Güte hatten, mir zu übersenden, habe ich auf der Reise eingehend gelesen und wenn ich auch an manchen Stellen mich durch ihr Lob beschämt fühle, so danke ich Ihnen doch für den warmen Ausdruck Ihres Wohlwollens, von welchem Sie mir in Ihrer neuen Schrift ein weiteres Zeugniß geben.

Ich werde mich freuen, wenn Sie Ihre Absicht, mich hier zu besuchen, ausführen, falls Ihr Weg Sie in die Nähe von Hamburg führt, und bitte nur um Benachrichtigung einen Tag vorher.

(gez.) v. Bismarck.

Ich ließ, nachdem ich brieflich den Empfang dieser Zeilen, für welche mein tiefster Dank niemals ausreichen wird, bestätigt hatte, die Weihnachtstage und den Jahreswechsel vergehen und stellte mich dem Fürsten von Hamburg aus für den dritten, vierten oder fünften Januar zur Verfügung, worauf mir das nachfolgende freundliche Schreiben zu Theil wurde:

Friedrichsruh, 5. Januar 1891.

Euer Hochwohlgeboren bin ich beauftragt, auf Ihr gefälliges Telegramm vom gestrigen Tage mitzutheilen, daß Seine Durchlaucht sehr erfreut sein würden, Sie am 5. Januar (Montag) Mittag um 12 $\frac{1}{2}$ Uhr hier zu begrüßen. Einer weiteren Mittheilung von Ihrer Seite bedarf es nicht, im Falle es Ihnen möglich ist, zu dieser Zeit zu kommen.

In ausgezeichnete Hochachtung
(gez.) Chryfander.

Heine, als er zu Goethe ins Zimmer trat, glaubte im Geiste auf des Olympiers Schulter den Adler des Zeus zu sehen. Wenn ich gewollt hätte, so hätte ich mir auf Bismarcks Schulter den Reichsadler hinhantafiren können. Aber ich sah den Adler nicht. Bei Dichtergeistern sucht man den Schmuck und das Pathos, bei Willensgeistern findet man das Einfache und die Natur. Statt eines Adlers flog durch Bismarcks Gemach ein winziger Jaunkönig. Er umflatterte den Fürsten zu Häupten und zu Füßen; der Fürst liebte ihn mit der Stimme, streute ihm Fleischkrumen von seinem Frühstücksteller hin und folgte ihm mit freundlichem Blick, wenn er zwitschernd von seiner Seite fort zu der Wärme des mächtigen Kachel-

ofens hinzog. Der Mann, der den mächtigsten Kaiser in Europa, Könige und Herzöge in Deutschland in den Staub gestreckt hat, er spielte hier wie ein Kind mit einem bunten Zaunkönig, den er aus der winterlichen Waldeskälte an seinen wärmenden Heerd gerettet hatte, zu seinem eigenen Ergötzen und zur Rührung Aller, die sein freundliches Augen- und Mienenspiel mit den Blicken verfolgen durften.

Der stillen Hoffnung, die ich auf der Reise nach Friedrichsruh hegte, daß der Fürst neben seinen politischen Erwägungen auch Zeit und Neigung finden möge, sich über geistige, philosophische und literarische, kurz allgemein menschliche Dinge zu äußern, begegnete er aufmunternd gleich in der ersten Ansprache an mich. Schon in den ersten drei Minuten war der Fürst mitten in demselben Thema, das jetzt in allen literarischen Zirkeln auf das Lebhafteste erörtert wird: Das Rembrandtbuch.

Als ich, mich verneigend, zu ihm trat, reichte er mir die Hand, und sagte:

„Ihr Streit mit dem Dänen Brandes hat mir viel Spaß gemacht, den haben Sie gründlich abgeführt; was Sie geschrieben haben*) ist besser, als wenn Sie ihm eine ordentliche Quart gehauen hätten.“

Ich erwiderte, daß mein Freund Brandes im Gegentheil triumphire und kürzlich erst von einem deutschen Blatte engagirt worden sei, über geistige Dinge in Deutschland zu urtheilen.

„Von einem deutschen Blatt?“ fragte der Fürst.

*) Bismarck, Molke und Goethe, eine kritische Abrechnung mit Dr. Georg Brandes. Düsseldorf 1890. Verlag von Felix Bagel. Preis 1 Mark.

„Vom „Berliner Tageblatt“, Durchlaucht“, erwiderte ich.
„Nun“, entgegnete der Fürst, „da gehört er auch hin!“

Jetzt mischte sich Graf Herbert, der im Zimmer anwesend war, ins Gespräch und meinte, daß Brandes überhaupt wohl international-literarische Beziehungen unterhalte.

Ich erwiderte, daß er ein Glied in jener verderblichen Kette sei, welche in Deutschland so gut wie in Skandinavien die nationale, gesunde Eigenart in den literarischen Anschauungen und Erscheinungen verächtlich mache und unter deren schiefen Beleuchtungseffekten auch das klare geistige Bild des Fürsten im deutschen Volksbewußtsein ebenso verzerrt worden sei, wie es in dem Vergleich Bismarcks mit Goethe von mir angedeutet wurde. Es sei jedoch, fuhr ich fort, zu hoffen, daß sich an „Rembrandt als Erzieher“ eine neue, kerndeutsche Literaturepoche knüpfen werde; das Buch sei ein deutscher Eisbrecher, der die internationale Cliquenkette in der Literatur zersprengen müsse.

Der Fürst erwiderte, daß für ihn der große Erfolg des Buches ein bestimmender Werthmesser sei. „Ich finde es erfreulich“, fuhr er fort, „daß ein solches Buch so großen Anklang gefunden hat. Es ist ja doch kein Roman von Zola, im Gegentheil setzt es eine gewisse Gymnastik des Geistes voraus; im Bett, wo ich vor dem Einschlafen gern noch etwas zu lesen pflege, kann ich es nicht gebrauchen. Jedenfalls ist es ein geistvolles Buch. Gott gebe, daß es die Wirkung hat, die sie sich davon versprechen. Den Verfasser habe ich zu mir eingeladen, er war zwei Tage bei mir in Darzin; es ist ein kindlich bescheidener Mensch, den man erst anstoßen muß, um ihn zum Reden zu bringen, was um so merkwürdiger ist, als er ja mit Keulen schreibt.“

Dies Urtheil über den immer noch verborgenen Verfasser von „Rembrandt als Erzieher“, über dessen Person sich augenblicklich hunderttausend Leute den Kopf zerbrechen, wurde von den Angehörigen der fürstlichen Familie, die ihn in Varzin gesehen oder später von ihm gehört hatten, vollauf bestätigt: geistvoll, bescheiden, kindlich — ganz wie sein Buch.

Der Fürst, nachdem er kerzengerade stehend 5 oder 10 Minuten mit mir geplaudert hatte, verabschiedete sich, da er einen kleinen Spaziergang durch den Schnee machen wollte. Er hatte hohe gelblederne Kniestiefel an, die Hosen in den Schäften. Ich hätte mich vor dem tiefen Schnee in seinen Wäldern nicht gefürchtet und wäre gerne mitgegangen, aber er sagte: „Bleiben Sie nur bis ich wiederkomme; Sie könnten nasse Füße bekommen; ich lasse Sie inzwischen bei meinen Damen und bei meinen Büchern.“

Der Fürst wollte bei diesen Worten mit der Hand auf die Bücherschätze in seinem Vorzimmer weisen, die ihm geschenkt worden seien, beugte sich dann aber plötzlich zu zwei alten Familien-Sesseln hernieder, deren Polster durch die Zeit abgenutzt war. Die offenen Stellen mit der Hand bestreichend, sagte er mit einer nach innen gekehrten, wehmüthig fallenden Stimme:

„Dies gemahnt mich lebhaft, sehr lebhaft an die Vergänglichkeit alles Irdischen.“

Dann ging er, mich „bei den Damen“ zurücklassend, stracks und gerade zur Thüre hinaus in den frostigen Wald, selbst einem edlen, alten Baume vergleichbar, dessen Scheitel der winterliche Schnee krönt.

Die Damen, die Frau Fürstin von Bismarck und Durchlauchs Schwester, Frau Malwine von Arnim-Kröchlendorff,

unterhielten sich nun in lebenswürdigster Weise mit mir über neuere Erscheinungen in der Literatur. Ueber Goethes Schwester und selbst über die gute Vulpius sind Aufsätze über Aufsätze geschrieben worden. Es wäre gut, wenn auch aus Bismarcks Frauenkreis charakteristische Züge bewahrt blieben; seine Gattin und seine Schwester sind ein Stück von ihm selbst. In den Kindern, so kann man sagen, sehen die Eltern ihre eigenen Photographien; in ähnlichem Sinne ist eine Schwester häufig ein Spiegel, in dem man den Bruder erkennen kann. Es mag darum in einem weiteren Bericht, der von Bismarcks reizendem Familienleben einen Wiedersehen zu geben versuchen soll, auch der Frauen in freudlichen Linien gedacht werden. Die literarischen Erscheinungen, über welche die Damen sich lebhaft ausließen, waren Robert Elsmere, Storm'sche, Heyse'sche, Jensen'sche Novellen und — „Rembrandt als Erzieher“, der in einem neuen Exemplar vor ihnen auf dem Tische lag und der Bismarcks Schwester von befreundeter Hand übersandt worden war, „allein schon der 1½ Seiten Bismarcks wegen“. Von dem englischen Roman „Robert Elsmere“ bedauerte die Frau Fürstin, daß er im Sande verlaufe; für Storm habe sie geschwärmt, leider sei er in seinen letzten Sachen unnatürlich und gekünstelt; auf Jensens schöne Naturschilderungen habe sie oftmals ihren Gemahl aufmerksam gemacht, „aber“, fügte sie hinzu, „Bismarck besieht sich lieber die Natur selbst.“

Frau von Arnim sympathisirte mit Paul Heyse, obschon ihr nicht Alles von ihm gefalle, aber er sei mitunter auch noch in seinen neuesten Arbeiten „ganz der alte Heyse“. Ueberaus anerkennend sprach Bismarcks Schwester von der Selbstlosigkeit, dem Fleiß und der Gewissenhaftigkeit mit der Herr Dr. Horst Kohl, Oberlehrer in Chemnitz, ein Bismarck-

Gedenkbuch zusammengestellt habe. Das Buch sei wirklich eine treue deutsche Arbeit.

Inzwischen war der Fürst, noch unwittert von der frischen Winterluft, zu uns getreten; er lächelte freundlich und hieß mich Platz behalten, bis das Frühstück aufgetragen sei. Beim Frühstück und zu später Abendstunde nach dem Diner ließ er seinen unvergleichlichen Geist ganz nach Belieben in Ernst und Scherz sprudeln. Er sprach mit einer fabelhaften geistigen Frische über Kaiser und Fürsten, Dichter und Musiker, Politiker und Philosophen, über Beethoven, Spinoza, Kant und Hegel, Wislmann und Emin Pascha, Gott und die Welt. Von vielen seiner kraftvollen Aeußerungen ist nur zu beklagen, daß er sie nicht laut im Reichstag zum Gaudium für ganz Deutschland gesprochen hat; denn nur er hat sie für die Oeffentlichkeit zu bestimmen; nur über das will ich hier berichten, was Jedem wohl und Keinem wehe thut. Der Rest ist leider Schweigen. Ja, man muß erst eine Stunde bei Bismarck gewesen sein, um ganz ermessen zu können, in welchem Grade das öffentliche Leben in Deutschland, um einen Ausdruck Caprivis zu gebrauchen, „langweilig“ geworden ist.

* * *

Wer Soldat war, weiß, daß das Schwierigste, was ein Zivilist beim Militär zu lernen hat, das Stehen ist. Vom ersten Tage, den er in der Kaserne verbringt, bis zum letzten, wird täglich und stündlich seine körperliche Haltung korrigirt. „Brust heraus!“ „Kopf hoch!“ „Sinkes Ohr tiefer!“ „Rechter Fuß zurück!“ „Ellbogen zurück!“ „Kniee durchdrücken!“ „Hacken zusammen!“ „Mensch, so stehen Sie doch

endlich 'mal und hängen Sie nicht zwischen Himmel und Erde wie ein zitterndes Fragezeichen!“ Es giebt keinen Soldaten, der nicht eins von diesen Kommandos tagtäglich zu hören bekäme. Gerade stehen, das ist nicht nur des Soldaten, sondern des Menschen natürlicher und — schwierigster Beruf. Bismarck ist, körperlich und geistig genommen, ein gerader, aufrechter Mensch. Das ist das Natürlichste und darum auch das Schönste an ihm. Er hat sein ganzes Leben lang gerade gestanden; am höchsten aber erschien er aufgerichtet, als er im Parlament sich die Freiheit nahm, — sitzend zu sprechen. Sein Geist blieb auch dann noch kämpfend auf der Schanze stehen, als der Körper ihn nicht mehr zu tragen vermochte. Man kann nichts Tieferes und nichts Einfacheres von ihm sagen, als das er eine stehende Natur ist. „Stehende Naturen“ wäre der Titel für einen besseren deutschen Roman, als Spielhagens „Problematische Naturen“. Die alten Römer nahmen sogar ihre Mahlzeiten im Liegen ein; den Deutschen will Gott gerade aufwärts wachsen und gerade aufrecht stehen sehen wie eine Eiche. In Bismarcks Wappen liegen drei Eichenblätter über drei Kleeblättern. Im Rembrandtbuche wird Bismarck in seiner geistigen Umgebung mit schöner und tiefer Anspielung auf sein Wappenzeichen eine Eiche im Kleeefeld genannt. Sein Blick überschaut die politische Welt, sowie man aus der Krone eines Baumes eine Gegend überschauen kann.

„Die heutigen Konservativen,“ sagte der Fürst zu mir, „können nicht über die dritte Bodenwelle hinwegsehen; sie würden sonst ruhig abwarten, anstatt hinter Allem, was angeblich von Oben kommt, wie hinter der Landgemeindefürsorge, ängstlich herzulaufen; auch Wilhelm I., als er

Regent wurde, glaubte, alle Leute und Parteien glücklich machen zu müssen, es trat dann aber bald ein Umschwung ein; die heutigen Konservativen hätten die Auflösung des Landtags eher suchen, als sie fürchten sollen; doch wie gesagt, sie können nicht über die dritte Welle, die sich vor ihnen erhebt, hinweg sehen. Dazu kommt, daß Mancher von ihnen, der Präsident ist, doch gerne auch einmal Oberpräsident werden möchte — praesentibus praesidentibus exceptis," schloß er die Rede, sich mit einem graziösen Lächeln zu seinem Sohne, dem Grafen Wilhelm, hinneigend.

Aber nicht nur der Geist Bismarcks, sondern auch sein Körper ist einem Baume vergleichbar. Ueberall ist es ja der Geist, der sich den Körper baut. Das Charakteristischste an seinem Körper ist die klassische Rückgratlinie, die vom Hinterhaupt bis zum tiefsten Rücken schnurgerade hinunterläuft. Jeder Mann hat, im Profil gesehen, eine mehr oder weniger stark ausgesprochene Schulterwölbung. Bei Bismarck ist der Rücken völlig flach und grade. Wenn man das Rückgrat aus seinem Leibe herausnehmen könnte, so würde man eine junge, gertenschlanke Eiche in den Händen halten, an welcher das schöngeästete Gehirn die Krone bilden würde. Oft genügt die Umstellung eines einzigen Buchstaben, um das Große vom Kleinen zu unterscheiden. Bismarck hat eine schlanke starke Gerte, Windthorst eine kleine spitze Gräte zum Rückgrat.

Und in der That, Windthorst lag stets wie eine tückische Gräte Bismarcks patriotischer Athmung im Lufstwege; bald stach er für ihn völlig im Queren bis zur parlamentarischen Erstickungsgefahr, bald schmiegte und drückte er sich mit humoristischer Geschmeidigkeit in die gutmüthigen Weichtheile von Bismarcks offener Biedernatur bis zum schmerzlosen

Verschwinden; aber als Bismarck zu Fall kam, lag ihm Windthorst, wie man sich von seinem mysteriösen Besuch her erinnern wird, richtig wiederum so spitzig im Wege, daß der Kanzler, mag sein Rücktritt welche Gründe auch immer gehabt haben, sich jedenfalls über Windthorsts Halsstutzel hinweg mit allen seinen Aemtern erbrach. Mit einer so grätigen Natur gutmüthigen Scherz zu treiben, ist ein Zeichen von Nickelthum; als Kullmann auf Bismarck schoß, meinte Windthorst, es wundere ihn nicht, wenn gewisse Thaten schließlich solche Folgen hätten. Diesen Satz sollte man sich zur Richtschnur für Alles machen, was man diesem listigen und verkniffenen Charakter öffentlich angedeihen zu lassen hat. Hätte man es früher gethan, so wäre Windthorst nicht auf so bequemen, humoristischen Wegen Herr der Situation geworden. Es giebt keinen größeren Gegensatz zu Bismarcks Natur, als die seinige.

Geist und Körper bauen sich in innerer Uebereinstimmung bei Bismarck in aufstrebender Linie auf. Selbst sein Lachen quillt von unten nach oben. Er lacht nicht in sich hinein, er lacht aus sich heraus. Die meisten Menschen lachen, um zu zeigen, daß sie sich freuen; Bismarck freut sich so, daß er lachen muß. Es ist ein Behagen in ihm, das wie ein Heiterkeitsgas aus seinem Leib quillt. Er lacht nicht aus dem Halse und auch nicht aus der Brust, er lacht behaglich von unten her mit dem Nervus sympathicus. Mit der Feder ist es kaum zu beschreiben, wie Bismarck lacht, aber wenn er lacht, so ist es im Bilde gesprochen, nicht anders, als wenn aus warmen Tiefen der milde Südwind des Humors den Reif aus seinen altersgrauen Zügen blase.

Der stetige Grundzug in Bismarcks Physiognomie ist ernstsinelige Ruhe, natürliches Behagen, objektive Lebens-

freude, wie sie jedes gesunde Wachsthum in der Natur, zumal die Pflanzen und die Kinder, zur Schau tragen. Diese natürliche Lebensauffassung charakterisirte er beim Frühstück an Herrn Dr. Bamberger in drastischer Weise. Als ihm seine lange Pfeife gereicht wurde, sprach er von seinem guten holländischen Kanaster, den er packetweise zu Hause liegen habe. „Ich lasse die Maden hineinkommen, wie in alten Käse.“ Diese Gelegenheit benutzte ich, um das Gespräch auf seine freisinnigen Gegner zu bringen. Ich erzählte, daß kürzlich Jemand von einigen hundert bekannten Persönlichkeiten Gutachten über die Güte oder die Schädlichkeit des Tabakrauchens eingefordert habe. Auch Herr Dr. Bamberger habe nicht versäumt, seinen Geist spielen zu lassen. In seiner bekannten, dialektischen Jongleurmanier habe er eine längere, gegen den Strich der gesunden Logik gekämmte Auslassung mit der geistreichen Bemerkung geschlossen, daß er nicht nur gegen den Tabakgenuß, sondern gegen alle Lebensgenüsse sei, denn „am Leben sterben wir.“

Bismarck schüttelte den Kopf und fragte sardonisch: „Warum lebt dieser Mensch denn eigentlich?“ Er habe Bamberger zuletzt überhaupt nur als einen komischen Gelenkmenschen gelten lassen, wobei der Fürst sich allerdings noch eines viel drastischeren Ausdrucks bediente; er spiele Lasfers parlamentarische Rolle weiter; diese Leute seien im Besitz einer Art von Zungenpeitsche; „der Germane kann da nicht mit; er bekommt dann unversehens einen Peitschenhieb ins Gesicht, der ihn nur noch vorsichtiger und zurückhaltender macht;“ von der Schlagfertigkeit im Parlament sei überhaupt nichts zu halten; Woermann sei den parlamentarischen Invektiven auch nicht immer gewachsen gewesen, aber seine Sache habe er immer treu, gerade und sicher vertreten. Eugen

Richters Namen nahm der Fürst augenscheinlich, obschon ich von Richters parlamentarischen Gewohnheiten zu sprechen anfing, aus einem bestimmten inneren Widerwillen nicht in den Mund. Er meinte nur, die freisinnige Presse, die seine Person mit Schmähungen ohne sachliche Gründe verfolgte, erinnere ihn an die ersten Wahlversammlungen, die er besucht habe. Als er damals in das Versammlungslokal getreten sei, habe man auch nur gerufen: „Hä, nu kommt Bismarck, hä Bismarck, hähä!“ Auf diese Leute gelte der alte plattdeutsche Spruch:

„Wat se wölt, dat hebbt se nich,

Un wat se hebbt, dat wölt se nich!“

Ich machte nun von einer Anregung Gebrauch, die ich der Lektüre des Rembrandt-Buches verdanke, indem ich den Fürsten fragte, ob es ihm nicht auch aufgefallen sei, daß jeder Baum senkrecht zum Erdzentrum wachse. Die Bäume wüchsen auf einem Bergabhang spitzwinklig zu ihrem Lokalboden, aber immer senkrecht zum Mittelpunkt der Erde, niemals aber senkrecht zu dem Bergabhang selbst.

„Ja“, sagte der Fürst, „das ist richtig, nur die Fraktionspolitiker stehen immer senkrecht zu ihrem Programm Boden.“

— In der That projiziren sie sich aus einer abstrakten Theorie auf den Boden ihrer Lebensthätigkeit; sie wachsen vom Kopf aus projizirt dem Parteiboden zu, anstatt, wie Bismarck, aus dem deutschen Lebenszentrum mit den Füßen in einem Winkel herauszuwachsen, wie ihn gerade das Terrain verlangt. „Wie ein Baum wächst“, fügte Bismarck hinzu, „das hängt übrigens auch von den Bäumen ab, die rechts und links neben ihm stehen.“

Nun erging sich der Fürst in naturschönen Betrachtungen über seine eigenen Bäume im Sachsenwalde. Er nannte

viele Standpunkte bei Namen, wo ihm herrliche Bäume in den Wäldern stehen, denen er ein Alter von 250 Jahren und noch viel darüber zuschreibe. Es thue ihm immer leid, wenn er Anordnung geben müsse, einen Baum zu fällen. Er rette, was zu retten sei. Einstmals sei ein dänischer Förster, den er in seinen Diensten habe, auf einem Spazierritt zu ihm gestürzt und habe in seinem dänischen Accent gerufen: „Ich muß ein Geständniß machen; ich habe einen Baum unterlagen; er war geseichnet, um gefällt zu werden, aber er war zu schön und da habe ich ihn stehen lassen.“ — „Nun, habe ich geantwortet, wenn er „zu schön“ ist, dann lassen Sie ihn ruhig stehen!“

Auch dieses Wort ist für Bismarcks politische Baumnatur charakteristisch. Er ist in großen und kleinen Dingen ein konservativer Mensch, der nichts mehr haßt, als unnützes Zerstören. Sein Wahlspruch ist: „Mir, wie Jedem sein natürliches Recht!“ Der echte Deutsche ist stark aber auch gut. Wenn der Romane stark ist, so wird er schlecht. Napoleon I. zerstörte Europa von Madrid bis Moskau. Bismarck ist nicht nur eine konservirende Natur für Deutschland, sondern für ganz Europa. Das sollten alle auswärtigen Staaten ihm danken, anstatt ihn zu schmähen. Ich erinnerte ihn bei der Frühstückstafel an sein Reichstagswort, daß Frankreich, wenn es noch einmal Krieg begimme, unschädlich gemacht werden solle. Ich malte ein Bild von dem „unschädlichen Frankreich“. Innerlich ging ich dabei von dem Gefühl aus, daß das „schöne Frankreich“, für welches auch der Deutsche eine berechnigte Achtung habe, schließlich nichts Anderes sei, als das provencalische, und nicht das pariserische Frankreich. Wenn erst das ganze Frankreich eine provencalische Idylle sei, ruhig athmend

in dem romantischen Traumhauch seiner Weinschönheit, habe Deutschland einen liebenswerthen und ruhigen Nachbarn. Ich sagte nun dem Fürsten, daß ich mir denke, Frankreich müsse wohl nach einer neuen Niederlage die Flotte ausliefern, Algier abtreten und sich zwangsweise verpflichten, kein größeres stehendes Heer zu halten, als zur öffentlichen Ordnung nöthig sei. Der Fürst antwortete, die Schiffe seien schließlich nur leere Eisen- und Holzkasten, welche Deutschland nicht neben seiner eigenen Flotte bemannen könne; Algier sei auf französischem Kulturboden aufgeblüht und könne schwer verdeutschet werden. Das Halten eines stehenden Heeres zu verbieten, sei gleichfalls nicht angänglich. Ich konnte mich jedoch von dem Gedanken eines völlig wehrlosen und darum friedlichen Frankreich nicht trennen; die ausgelieferte Flotte, dachte ich im Stillen, kann Stück für Stück an kleinere Mächte verkauft, oder auch, wie im Alterthum, verbrannt werden. Auch der junge deutsche Kolonialgeist bezeuge genügenden Appetit auf Algier. Der Fürst aber schnitt alle Betrachtungen mit den Worten ab: „Man kann die französische Rasse nicht vernichten!“ Hier bezeugte er einen konservativen Sinn für Frankreich, wie ihn bisher noch kein Franzose für Deutschland bezeugt hat. Bismarck läßt es mit Elsaß völlig genug sein; wenn er nicht gewesen wäre, hätte des dritten Napoleon gefährliche und kraftvolle Intriguenpolitik vielleicht das linke Rheinufer für Frankreich zurückgewonnen und ganz gewiß hätte das gloiresüchtige Romanenthum auch nach dieser Eroberung noch lange nicht den tief sittlichen konservativen Geist, der in Bismarck lebt und webt, völkerberuhigend durch die Welt geathmet. Wir sollten ihm nicht nur das danken, was wir durch ihn gewonnen,

sondern auch das, was wir durch ihn nicht verloren haben. Die übrigen Staaten Europas aber sollten sich ehrfurchtsvoll vor dem sittlichen Großmuth des deutschen Löwengeistes bescheiden zurückziehen, anstatt ihn zu firren und so lange zu reizen, bis er vielleicht mit den gewaltigen Reichstaxen wieder mörderisch unter sie fährt.

„Einen prophylaktischen Krieg wird Deutschland wohl niemals führen“, meinte der Fürst; „im Uebrigen kann nur der Chemiker die Kriegsfrage beantworten; wer zuerst von unseren Feinden das absolut beste Pulver hat, wird das Zeichen zum Losschlagen geben. Auch den Gedanken, daß nach dem nächsten Krieg ewiger Frieden in Europa sein werde, halte ich für utopisch.“

Man sieht, der Fürst wandelt in seinen Gedanken niemals durch einen rosigen Himmel; er bleibt immer ein Sohn der Erde, kraftvoll und gerade, ernst und wehrhaft auf seinem Platze stehend, wohin er durch Geburt gestellt ist. Er trägt der Erde Sorge, wie er der Erde Freude trägt. Er ist kein Mensch, der, wie der „geistreiche“ Herr Bamberger von sich selbst und allen anderen Menschen meint, am Leben sterben muß. Die Erde giebt ihm Lebenskraft, Lebensfreude und Lebensnoth, wie sie das Gleiche jedem Baume giebt. In den Himmel schwelgt er nicht und in die Erde versinkt er nicht. Er greift nicht nach den Sternen des ewigen Weltfriedens, aber er langt sich mit Behagen die Äpfel aus dem Geäst dieser Welt herunter, die mit den Waffen erreichbar, nahrhaft und schmackhaft sind. Nicht nur die Bäume, sondern auch die Menschen sollen nicht in den Himmel wachsen. Man soll mit Behagen in den Dingen leben, und nicht mit Unruhe ein Prinzip hinter oder über ihnen suchen. Je fester man auf der Erde mit den leiblichen und geistigen Füßen steht,

desto höher wächst die Krone des Menschen dem Himmel entgegen. Zwischen der höchsten Wipfelspitze des höchsten Baumes aber und dem Himmel selbst wird sich immer noch ein unendlicher Raum dehnen, der nur in stillem Glauben zu durchmessen ist. Diesen Glauben hat Bismarck im Christenthum. Er wurzelt felsenfest und kerzengerade in der Erde, und wie über jedem Baum, so wölbt sich auch über dieser menschlichen Eiche ein Himmel, der Himmel des Glaubens.

Als nach dem Mittagsmahl, welches gegen sechs Uhr Abends eingenommen wurde, die fürstliche Familie und ihre Gäste sich in einem behaglichen Konversationszimmer vereinigten, öffnete die Frau Fürstin ein Nebengemach, und mich überraschte dort noch zehn Tage nach Weihnachten ein herrlicher Christbaum, eine wundervolle Tanne aus des Fürsten eigenem Walde, ganz ungeschmückt, nur durchleuchtet in ihrem dunklen Grün von wenigen Lichtern, wie die Nacht von den Sternen. Von dem schönen Baum schweifte mein Blick zu des Fürsten ehrfurchtgebietender Gestalt. Ich sah unbemerkt tief und lange in sein großes veilchendunkles Auge, in welchem die Säfte des Körpers einen feuchten Schimmer unterhalten. Man kann von seinen Augen sagen, daß sie Harz treiben, wie es die Rinde eines Baumes thut. Ein Christbaum und eine Eiche in Bismarcks Zimmer — was will der Deutsche mehr? Ich sagte zum Fürsten, daß jeder Mensch vor einem Baume Achtung und Liebe hege, daß aber am Menschen selbst nur allzu häufig mit scharfem Preßmesser Baumfrevel getrieben werde. Der Fürst sah ernst vor sich hin und — schwieg.

In der Zusammenstellung Bismarcks mit Goethe und in dem Vergleich Bismarcks mit einem Baume, wie sie in meinen beiden ersten Berichten gegeben sind, sollte einerseits seine volkspyhiologische Bedeutung, andererseits seine natürliche Beschaffenheit in ihren Kernpunkten von mir angedeutet werden. Es erübrigt auf Grund der lebendigen Eindrücke, die ich von ihm empfang, Einiges darüber zu sagen, nach welchen inneren Gesetzen und Neigungen sich dieser baumstarke Charakter in der Welt, in der Politik, in seinem Familienkreise und in seiner eigenen Körperlichkeit wohl bewegen mag. In das Motorische, das geistige Maschinenwerk in ihm, gewährte der Fürst mir bei meinem zehnstündigen Aufenthalt in Friedrichsruh ebensoviel aufklärende Blicke, als ich selbst mit innerem Auge auf das Habituelle in ihm zu werfen versuchte.

Als er sich nach dem Diner behaglich auf eine durch Kissenstellung besonders für ihn hergerichtete Chaiselongue streckte und mit köstlichem Genuß eine Pfeife nach der anderen schmauchte, fragte ich ihn, welchem philosophischen System er in der Jugend besonders zugethan gewesen. Da er in der Blüthe des Hegelianismus auf die Universität gekommen sei, so glaube ich, daß auch er Hegel'schen Einflüssen sich nicht habe entziehen können.

„Hegel“, antwortete der Fürst, „wurde ja zu meiner Zeit überall dozirt, ich habe mir aber von ihm nur angeeignet, was ich für das Examen brauchte. Eines inneren Eindrucks bin ich mir nicht bewußt geworden. Wie ich allmählich Jurist bei Bier und auf dem Paukboden wurde, so hat auch das betrachtende Leben in der Natur mehr Einfluß auf mich gehabt, als die Philosophen. In dieser natürlichen Neigung fühlte ich mich mehr zu Spinoza, als

zu Hegel hingezogen. Hegel dachte ja eigentlich in erster Linie für sein Auditorium, um etwas vortragen zu können. Im Vergleich zu Spinoza arbeitete er auf kultivirtem Boden, während Spinozas Gedanken unmittelbar aus der Natur herauswuchsen. Spinoza habe ich an der Hand deutscher Hilfsbücher im lateinischen Text studirt. Er war ein aristokratischer Jude, wie sich ja überhaupt die holländischen Juden vorwiegend aus dem portugiesischen Judenadel rekrutirt haben.“

„Durchlaucht“, bemerkte ich, „erkennen also, gleichwie der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher“, einen Adel im Judenthum an?“

„Gewiß!“ antwortete der Fürst.

„Ist es nun nicht merkwürdig“, fuhr ich fort, „daß in allen Völkern sich zwei Parteien bilden, eine aristokratische und eine plebejische, die denselben Kampf in sich vollziehen, wie sich in der Natur Licht und Schatten bekämpfen, nur im Judenthum nicht? Alle germanischen Völker, bis herauf zu dem kleinen norwegischen Staatsleben, kämpfen auf das Leidenschaftlichste gegen ihr eigenes Fleisch und Blut, um das Gute in ihrem Charakter durch Kampf zu läutern. Einzig und allein in der gesammten Weltgeschichte weist nur das jüdische Volk keine zwei Parteien in sich auf; als eine solidarisch-kompakte Masse von Aristokratie und Plebejenthum schiebt es sich vorwärts durch die Kultur der anderen Völker, diese schließlich nöthigend, das, was plebejisch in ihm ist, zu bekämpfen, eine reinigende Arbeit, welche die Juden dann wieder als einen verletzenden Angriff auf das gesammte Judenthum empfinden.“

„Ja“, sagte der Fürst, „die Juden sind eben die allerzäheste Rasse, zäher als die Polen.“

Hier will ich folgendes einschalten. Die jüdische Presse hat diese Stelle stark berochen und gemeint: „Bewer ist verrückt!“ Ich will mich deutlicher machen.

Es ist neuerdings von den freisinnigen Menschenfreunden mit einer Aeußerung Windthorsts zu Gunsten des Judenthums ein summarisches Rechtfertigungsverfahren eingeleitet worden, gegen welches hier an geeigneter Stelle protestirt werden mag. Windthorst bemerkte in seiner flachen Advokatenmanier, daß Alles, was man gegen das Judenthum vorzubringen habe, individuell gegen einzelne Personen und nicht dergestalt zu formuliren sei, daß es generell gegen die jüdische Gesamtheit gerichtet erscheine. Dieser Satz ist falsch. Jedes Volk hat seine generellen Vorzüge und seine generellen Mängel. Wenn ein Franzose zu Bismarck sagen würde, Eugen Richter sei ein Urbild deutscher Plumpheit, so würde es Bismarck nicht einfallen, den Franzosen einer Beleidigung des gesammten Deutschthums zu beschuldigen, sondern er würde betrübt, aber ehrlich sagen: „Sie haben Recht, die deutsche Plumpheit verkörpert sich in ihm und seiner Partei, aber übersehen Sie nicht, wie wir in Deutschland im Schweiße unseres Angesichts kämpfen und arbeiten, um dieses plumpe Philisterium in unserem öffentlichen Leben niederzuringen!“ In demselben Sinne kann man ungenirt vom französischen Windhund, vom englischen Rowdy, vom italienischen Schmierfink, vom russischen Knutenrücken reden. Nur vom jüdischen Erwerbs- und Schmutzgeist soll man nach Windthorst nicht sprechen dürfen! Jeder Jude spricht rühmend vom jüdischen Familiensinn, vom jüdischen Fleiß, von jüdischer Nüchternheit. Die spezifischen Vorzüge seines Stammes schreibt er mit großen Ziffern auf das Gewinnkonto seines Geschlechts, seine spezifischen Mängel aber freidet

er der gesammten — Menschheit an. Häuslich, nüchtern und unternehmend sein, das ist jüdisch, aber in drei Jahren zwei Mal Konkurs gehen, auf dem Lande Wucher und in der Literatur und den Großstädten Geilheiten treiben, das ist — menschlich! Das ist falsche Buchführung. Und lediglich an dieser falschen Buchführung der jüdischen Rasse liegt es, daß in der ganzen Welt die ehrlichen Völker und Nationen gezwungen sind, den Juden das ethische Konto zu revidiren und ihnen in bitteren, moralischen Vorwürfen das auszuführen, was sie vergessen haben, sich in erzieherischer Selbstzucht eigenhändig aufzuführen. Nicht nur jeder Stamm, sondern auch jeder Stand muß sich mühsam und qualvoll selbst erziehen. In Hamburg giebt es einen „Ehrbaren Kaufmann“, der das Maß kaufmännischer Ehre festsetzt, der Offiziersstand hat in jedem Regiment seinen Ehrenrath, der Buchhändler hat seine stramme Geschäfts-, der Handwerker seine Vereinsatzung — jeder Stand in Deutschland hat ein Sieb, mit welchem er Ehre und Unehre unter seinesgleichen von einander scheidet, so wie in der Natur das Licht vom Schatten sich zu trennen sucht. Nur der Jude hat für sein ganzes Geschlecht auch nicht einen einzigen Filtrirapparat angeschafft. In trüber Masse wälzt sich das Judenthum durch die sich immer mehr reinigende Kultur aller übrigen Völker. Könnte die Berliner Judenschaft, anstatt sich vorlaut in die christliche Gesellschaft zu drängeln, nicht einen Verein „Ehrbarer Juden“ gründen, um den Anfang einer Selbsterziehung zu machen und um öffentlich zu zeigen, nach welchen ethischen und sozialen Grundsätzen sie sich untereinander werthzuschätzen gesonnen sind? Von den 60000 Berliner Juden würden sich 59000 sofort für ballotagefähig halten; es käme auf die sittliche Kraft der

Berliner Juden an, wie viele sie von diesen 59 000 Gerechten auszuscheiden und wie vielen Anderen ihres Geschlechtes sie dadurch ein gewisses Maß garantirter Achtung im öffentlichen Leben zu erringen vermöchten. So lange aber der Jude in die deutsche Gesellschaft mit allen seinen natürlichen Schläfen schlankweg „als Mensch“ untertaucht, so lange wird er trotz Windthorst „als Jude“ wieder herausgezogen, auf seine spezifischen Mängel und Vorzüge untersucht und als aristokratischer oder plebejischer Jude seinem Werthe nach in das Gesellschaftsregister eingetragen werden. Tief und einfach ist in „Rembrandt als Erzieher“ zu lesen, daß es wohl Eichen, Buchen und Palmen, aber trotzdem in der Natur „keinen Baum an sich giebt“. Ebenso wenig giebt es in der Kultur einen Menschen an sich, sondern lediglich nur immer Germanen, Romanen, Juden, Kaffern und so weiter. Siehe Jeder, was er aus dem entwickeln kann, was die Natur ihm als unverwüßliches Anlagekapital mit in die Welt gegeben hat. Das ist die einzige Aufgabe nicht nur eines jeden Volkes, sondern jedes Einzelnen unter uns. Wer ernstlich an seiner Persönlichkeit verbessert, der erst wird verstehen, daß es auch in seiner eigenen und in jeder anderen Volks-gesamtheit, also auch in der jüdischen, verehrter Herr Windthorst, etwas ganz Spezifisches giebt, was des Kampfes und des Hasses ebenso werth ist, wie das Gemeine und Unwürdige, das ihm selbst und Jedem von uns in einer ganz persönlichen Form anhaftet. Wie Jeder, entsprechend dem Maße seiner inneren Ehrlichkeit, zu einem Anti-Seautos wird, so darf er auch ein Antisemit werden nach dem Maße der erkannten Mängel im jüdischen Volke. Nach dem Maße ihrer Selbsterziehung werden alle Völker auf der Erde gemessen, wie der Einzelne nach dem Maße

seiner inneren Vervollkommnung gemessen wird. Als Katholik sollte Herr Windthorst diesen ethischen Kardinalsatz seines Katechismus auch den Juden gegenüber vertheidigen, anstatt ihnen einzeln als „individuellen Menschen“ behülflich zu sein, sich den moralischen und sozialen Verpflichtungen des gesammten Judenthums zu entwinden. Für diese Advokatenlogik hat ihm denn auch das „Berliner Tageblatt“ zu seinem 80. Geburtstage einen Festpsalm gewidmet, den die „Germania“ mit stolz geschwelltem Busen zum Abdruck brachte. Wie kräftig wird in Friedrichsruh Se. Durchlaucht ausgespuckt haben, als er Se. Weihrauch und Se. Knoblauch Arm in Arm mitten durch Deutschland stänkern sah! Ueberhaupt, wenn man es ehrlich überdenkt, so ist weniger Herr Stöcker, als Herr Mosse der Vater des Antisemitismus. Was sich das „Berliner Tageblatt“ gegen den alten und zumal auch gegen den jungen Bismarck an Schamlosigkeit erlaubt hat, das bringt eben nur ein plebejischer Judenbengel zu Papier. Wenn die ästhetische und politische Selbsterziehung der Berliner Judenschaft den Preßerzessen dieses Blattes ein sittliches Gegengewicht an Anstand und Bescheidenheit noch nicht entgegenzuwerfen vermag, wenn diejenige aristokratische Judenschaft in Berlin, welche sich redlich um die deutsche Achtung bemüht, noch nicht so viel selbstzüchtige Gewalt über einen Annoncenhändler vom Schlage des Herrn Mosse hat, um seinem Blatte in jedem gegebenen Augenblick nicht aus „taktischen“, sondern aus taktvollen Gründen abpfeifen zu können, so müssen sich die Juden nicht wundern, wenn der Reichtum an moralischen Stockprügeln, über den sie sich beklagen, genau dem Mangel an politischer Selbsterziehung entspricht, den sie durch ihre wortführende Presse an den Tag legen.

Je mehr die Juden sich selbst progressiv erziehen, desto sicherer wird jeder $\frac{9}{10}$ Antisemit fortfahren $\frac{1}{10}$ Philosemit zu werden. Das ist ein moralisches Hebelgesetz, an dem die naturwidrige Dialektik des Windthorst zerschäumt. Und wenn die Berliner Judenschaft, die, als solidarischer Körper gefaßt, ihren Einfluß bis in die „höchsten Kreise“ sehr wirksam zur Geltung zu bringen weiß, wirklich über einen Mann von dem Bildungsgrad des Herrn Mosse keine Macht haben sollte, warum ist denn bisher noch kein aristokratischer Berliner Jude aufgetreten, um mit geistigen Waffen gegen das jüdische Preßplebejerthum gerade so ehrlich und kräftig anzukämpfen, wie es von unserer Seite gegen das Plebejerthum in der deutschen Presse geschieht? Aber das ist es gerade, was zu beweisen ist: Die Berliner Juden haben von ihrer politischen und semitischen Natur her keine Scheu vor dem Dreck auf ihrem eigenen Leibe, sie ziehen sich den Gehrock des Menschenthums an und setzen sich den Cylinder der Menschenwürde auf und wollen so als „Menschen“ durch die Welt gehen, während sie unter dem Hemde den ganzen Schmutz ihres Judenthums auf ihrer Haut kleben lassen. Erzieht Euch selbst, anstatt daß Ihr, wenn Ihr es im Leben zu Etwas gebracht habt, Eure eigene Stammesgesellschaft wie die Pest meidet, dann wäre der Deutsche, der Russe, der Franzose eines harten Stückes Kulturarbeit enthoben. Wer sich nicht selbst erzieht, wird heutzutage zwangsweise erzogen: daher denn alle modernen Kulturstaaten sich genöthigt sahen, in ihrem geistigen Leben eine antisemitische Zwangsanstalt zu errichten.

Zu Spinoza zurückkehrend, fragte ich den Fürsten, ob dessen pantheistische Philosophie Einfluß auf ihn gewonnen habe.

„Das Christenthum“, erwiderte der Fürst, „einen viel, viel höheren, den höchsten!“

Die beiden letzten Worte sprach Bismarck mit einem kurzen, unwillkürlichen Blick nach oben, als wenn er andeuten wolle, daß er sich im Christenthum mit allem Himmlischen in einen definitiven Einklang gebracht habe.

„Durch Kant“, fuhr der Fürst fort, „habe ich mich nicht völlig durchbringen können; was er über das Moraliſche sagt, zumal vom kategorischen Imperativ, ist sehr schön; aber ich lebe am liebsten ohne das Gefühl des Imperativs; ich habe überhaupt nie nach Grundsätzen gelebt; wenn ich zu handeln hatte, habe ich mich niemals gefragt, nach welchen Grundsätzen handelst du nun, sondern ich habe zugegriffen und gethan, was ich für gut hielt. Man hat mir ja oft vorgehalten, daß ich keine Grundsätze habe.“

Ich erinnerte den Fürsten hier an die briefliche Antwort, die er dem Herrn André Roman gab, welcher ihm wegen seines Lebenswandels freundschaftliche Vorhaltungen machen zu müssen glaubte. Durch Bismarcks Brief fuhren bekanntlich neben anderen die folgenden feinen Klängenhiebe:

„Es ist mir herzlich leid, wenn ich gläubigen Christen Aergerniß gebe, aber gewiß bin ich, daß das in meinem Beruf nicht ausbleiben kann. Ich will nicht davon reden, daß es unter meinen Gegnern ohne Zweifel zahlreiche Christen giebt, die mir auf dem Wege des Heils weit voraus sind und mit denen ich vermöge dessen, was beiderseits irdisch ist, im Kampf zu leben habe Wo ist der Mann, der in solchen Lagen nicht Aergerniß geben sollte, gerechtes oder ungerechtes? Wollte Gott, daß ich außer dem, was der Welt bekannt wird,

(Herr Roman hatte Bismarck u. A. vorgeworfen, daß er sich mit Pauline Lucca habe photographiren lassen), nicht andere Sachen auf der Seele hätte, für die ich nur im Vertrauen auf Christi Blut Vergebung hoffe. Sie sehen aus der Umständlichkeit, mit der ich antworte, daß ich mich in keiner Weise . . . zu überheben strebe. Von Ihrer Freundschaft und eigenen christlichen Erkenntniß erwarte ich, daß Sie den Urtheilenden Vorsicht und Milde bei künftigen Gelegenheiten empfehlen; wir bedürfen deren Alle. Wenn ich unter der Vollzahl der Sünder hoffe, daß Gottes Gnade auch mir in den Gefahren und Zweifeln meines Berufs den Stab demüthigen Glaubens nicht nehmen werde, an dem ich meine Wege zu finden suche, so soll mich dieses Vertrauen weder harthörig gegen tadelnde Freundesworte, noch zornig gegen liebloses und hoffärtiges Urtheil machen.

In Eile Ihr von Bismarck."

Der Fürst lächelte bei der Erwähnung dieser Episode aus seinem Leben und meinte, daß es ihm lieber gewesen wäre, wenn sein Brief niemals veröffentlicht worden sei. Er habe noch viele andere ähnliche Briefe und Vorhaltungen ertragen, so namentlich von seinem alten Bekannten Senfft-Pilsach und anderen Freunden, die es gut mit ihm gemeint hätten. „In meiner Jugend pflog ich mit einer philosophisch angehauchten Kousine, die mich gern betanten wollte, oftmals Gespräche darüber, ob ich Grundsätze annehmen müsse oder nicht. Schließlich sagte ich ihr, und damit waren alle unsere Streitigkeiten zu Ende: „Wenn ich mit Grundsätzen durchs Leben gehen soll, so komme ich mir vor, als wenn ich durch einen engen Waldweg gehen sollte, und müßte eine lange Stange im Munde halten!“

In diesem Prachtwort liegt der ganze Bismarck, wie er im Buch oder vielmehr wie er unbefangen im Leben steht. Jeder Druck, jeder Zwang, jede innere Verpflichtung ist seiner freien Seele zuwider. Mit der Stange, die andere Leute im Munde tragen und mit deren orthodoxem, intoleranten und unbiegsamen Holzende sie überall verletzend anstoßen, hat Bismarck niemals sich selbst, noch anderen Leuten, die friedlich des Weges kamen, den Weg versperren wollen. Er ging durch die Welt, wie er noch heute durch seinen Wald geht. Ausbiegend, wo es nicht anders geht, lichtend, wo es sein muß. In drei Kriegen hat er Deutschland Licht und Luft geschafft, drei anderen vielleicht ist er seit 1870 mit Absicht, wie den Bäumen in seinen Forsten, stillschweigend ausgewichen. Nie hat er eine Fraktionsstange, nie eine Programmstange im Munde geführt. „Majestät“, sagte er, als er zum Minister-Präsidenten ernannt wurde, und nur elf Stimmen im Landtag für sich hatte, „unser Programm muß sein, daß wir ohne Programm regieren!“ Sein Geist scheut vor jeder künstlichen Barriere, aber er setzt in mächtigem Sprunge über jeden Hügel und über jeden Graben in der freien Natur. Dem Berliner Bär hat man den Fortschrittsring durch die Nase ziehen können, niemals aber sah man einen Löwen mit einem Ring in der Nase, an dem er am Fraktionsstrick folgsam fortgezogen werden konnte. Virchow, der konsequenteste Gegner Bismarcks, stand stets auf dem steifen Bein der Ueberzeugung wie ein Pelikan im Fraktionschlamm, Bismarck wechselte seine Flugbahn wie ein freier königlicher Adler von Nord nach Süd, von Ost nach West. Bismarcks Geist muß frei sein, schalten und walten können, wie die Natur selbst. Denn er ist Natur. Selbst in kleinen Dingen spricht sich bei ihm das innerste

Bedürfniß aus, allen lästigen Zwang abzustreifen. Beim Frühstück trug er weder Kragen noch Manschetten; den Hals umschlang lose ein weißes Tuch; in seinen Rockärmel konnte man frei bis zum ersten Drittel des starken, völlig glatten Unterarmes sehen. Freie, ungenirte Bewegung ist seines Leibes und seines Geistes Lebenselement. Sein Wille ist stark, sein Herz ist gut, sein Auge klar, seine Hand sicher — was bedarf es da einer Nothstange? Was er braucht, um glücklich durch die Welt zu kommen, das hat er von der Natur. Auf seine „Grundlosigkeit“ kann man ein bekanntes Wort Goethes verändert anwenden. „Wer Bildung hat“, sagt Goethe, „der hat Religion, wer keine hat, der habe Religion.“ So kann man hinweisend auf Bismarck sagen: „Wer von Natur ein ganzer Mensch ist, der hat Charakter, wer keiner ist, der habe Grundsätze.“

Wenn Einer als Apoll geboren wird, so hat er eo ipso einen schönen Körper, als Millionär einen großen Geldschrank, als Vollmensch eo ipso Lebenskraft und Lebensweisheit.

Auf dem, was hier über Bismarck selbst gesagt ist, beruht Alles das, was er bei seiner langen Pfeife über Major von Wiszmann zu mir sagte. Er hält ihn für das, was er selbst ist, für einen vollen Menschen. „Als Wiszmann“, erzählte der Fürst, „mich fragte, welche besondere Instruktion ich ihm, damals als er für uns nach Afrika ging, mitgebe, antwortete ich ihm: „Die einzige Instruktion, die ich Ihnen gebe, ist die, ziehen Sie die Wechsel der Verantwortung auf mich, ich akzeptire Alles!“ Zu Wiszmann habe ich unbegrenztes Vertrauen. Zwei Mal ist er quer durch den schwarzen Erdtheil gegangen und jedesmal ist der Mensch mit einer weißen Weste wieder herausgekommen. Niemals hat er uns und sich Schwierigkeiten bereitet. Das Portepée an

seiner Seite giebt mir für ihn eine weitere Garantie. Wenn er in Konflikt gerathen sollte, so wird mir mein Instinkt immer zuerst sagen: „Für Wißmann!“ Emin mag ja viel geistreicher sein, als Wißmann, und ein Gelehrter ist er jedenfalls, aber ich glaube, wenn ich sein Profil hier hätte, so würde sich herausstellen, daß ihm der Hinterkopf fehlt, die volle thierische Energie, auf welche man in Afrika nicht ganz verzichten kann.“

„Emin“, bemerkte ich unter Zustimmung des Fürsten, „scheint mehr eine lyrische, Wißmann mehr eine dramatische Natur zu sein.“

Graf Wilhelm von Bismarck erzählte nun, daß Stanley einen Menschen, der sich zerrend an den Schwanz seines Esels gehängt habe, ohne sich umzusehen über die Schulter hinweg niedergeschossen habe. Der Fürst meinte: „ohne so etwas geht es wohl auch nicht.“

Sansibar nannte der Fürst bei dieser Gelegenheit eine „Frucht, die uns in den Schooß gereift wäre“. Wenn England einmal in einem Kolonialkonflikt mit anderen Staaten der Hülfe der deutschen Diplomatie bedurft hätte, so würde sich über das Sansibar-Protektorat mit England haben reden lassen. In Sansibar sei der deutsche Einfluß so wie so schon vorherrschend gewesen; eine englische Zeitung habe berichtet, fuhr der Fürst lächelnd fort, daß bereits in den sansibaritischen Gefängnissen die Deutschen überwiegend seien. Jetzt wolle man Bagamoyo zu Sansibar machen, aber durch Bagamoyo sei Sansibar mit seinen Bankiersverbindungen, seinem ausgezeichneten Hafen, seiner ganzen Kultur nicht zu ersetzen. Der russische Kaiser habe aus Eibau nicht Königsberg und der dänische König aus Glückstadt nicht Hamburg machen können.

In diese politische Betrachtung, die einzige, die seine vorzügliche Stimmung etwas trübte, klang nun aus dem Nebenzimmer der liebliche Ton einer frischen Mädchenstimme. Die fürstlichen Damen musizirten am Klavier, während Herr Ober-Ingenieur F. A. Meyer, der gleichfalls als Abendgast des Fürsten anwesend war, sie auf dem Cello begleitete; die jugendliche Gemahlin des Grafen Wilhelm sang mit reizvollem Ausdruck ein einfaches Lied, dem der Fürst, die Hand ans Ohr legend, behaglich lauschte.

Ich fragte den Fürsten, ob er die Musik liebe. „Ueber Alles“, antwortete er, „besonders Beethoven. Mir ein Billet zu nehmen und auf engem Sitz Musik anzuhören, dafür bin ich nicht gemacht. Aber Hausmusik habe ich immer geliebt. Bis zu meinen ersten dreißiger Jahren, wo ich meine Frau kennen lernte, die sehr musikalisch ist, habe ich immer bedauert, daß ich die auf meinem Lehrplan angeordnete Musikstunde nicht einhalten konnte. Ich hatte, da man doch jetzt viel von Ueberbürdung der Jugend spricht, täglich dreizehn Stunden zu arbeiten, neben dem gewöhnlichen Unterricht noch eine Stunde Französisch und Englisch. Da mußte ich die Musik leider aufgeben. Ich habe das immer beklagt, denn der Deutsche ist nun einmal von Natur auf Musik gestimmt.“

Man denke an Luther!

„Auch für Goethes Gedichte habe ich von Jugend an viel Schwärmerei gehabt; noch jetzt lese ich Abends im Bette, wenn ich nicht einschlafen kann, Gedichte von ihm, auch Schiller, Uhland, Chamisso ist mein Geschmack treu geblieben. Der Faust ist jedoch von der ganzen profanen Literatur meine Bibel, Clavigo, Stella, die Wahlverwandtschaften sind mir ihres schlaffen Helden wegen unsympathisch, aber sonst ist Goethe ganz mein Geschmack.“

Herr Ober-Ingenieur Meyer hatte sich nun inzwischen zu den Damen begeben und stimmte zu Clavierbegleitung auf dem Cello eine Pièce an, welcher der Fürst, rauchend auf der Chaiselongue liegend, mit Genuß zuhörte.

Ich hatte nun in diesem behaglichen Kreise das Gefühl, daß ich weder bei einem Fürsten, noch auch bei — Bismarck zu Gaste sei, sondern bei einem Manne, der ob er nun Fürst oder gar der Fürst Bismarck sei, sich im schönsten und im tiefsten Grunde seines Wesens als ein echt deutscher, gemüthvoller Familienvater zeigte, dem, wie jedem deutschen Mann, Häuslichkeit, Dichtung und Musik ein Herzensbedürfniß sind. Aus dieser Stimmung heraus sei es mir vergönnt, in einem letzten Feuilleton über des Fürsten menschliche Züge und über den reizenden Kreis, den seine Familie um ihn bildet, zu berichten, wobei denn auch, wie bisher, alle bemerkenswerthen politischen und allgemein interessanten Aussprüche aus seinem Munde, soweit sie sich nach meinem Gefühl der Veröffentlichung durch meine Feder nicht entziehen, mit aufgezeichnet werden sollen.

* * *

Ein englischer Historiker hat einmal mit Recht seinen deutschen Kollegen den Vorwurf gemacht, daß sie zu viel über den geistigen und zu wenig über den körperlichen Charakter ihrer Helden zu sagen wissen. Der Engländer, der sich mehr trainirt als der Deutsche, hat an sich selbst und den charakteristischen Typen seines Landes erfahren, daß der Körper mehr als ein Futteral, daß er ein Spiegel der Seele ist. Als die Freunde zu Hamlet stürzen und ihm die Nachricht bringen, sein Vater sei ihnen erschienen, ist die erste Frage des Prinzen:

„Wie sah er aus, roth oder blaß?“ Es ist in Shakespeare ein echt nationaler Zug, den man durch die meisten und gewiß durch seine sämtlichen historischen Dramen verfolgen kann, daß er neben den seelischen Schilderungen mit ganz eigenartiger Pinselführung auch den Körper seiner Gestalten malt.

Es ist keine Frage, daß Lenbach von Natur ein kräftiges Auge und eine besonders fouragirte Hand für ein Bismarck-Porträt besitzt. Die konzentrische Energie, mit welcher er die ganze Leuchtkraft seiner Palette auf den Kopf seines Modells wirft, läßt sogar auf einen Bismarck kongenialen Zug in ihm schließen. Denn was er im Bilde anstrebt, das hat auch Bismarck in der Politik gewollt, indem er in der europäischen Staatengalerie den deutschen Kopf unter sekundärer Behandlung aller partikularistischen Nebensächlichkeiten mit der denkbar größten Energie plastisch herausarbeitete. Aber wie stark auch das Recht sein mag, mit welchem man für Lenbach schwärmen kann, so hatte ich doch das Gefühl, als ich den Fürsten in den verschiedensten Stellungen sah, daß ihn, so wie er lebt und lebt, das kalte, nüchterne Auge der Engländer, das auf allem Physiologischen mit einer gewissen phlegmatischen Neugierde zu ruhen pflegt, viel objektiver wieder spiegeln würde, als die warme Hand Lenbachs, in welcher das künstlerische Blut nur allzu leicht zu drapirenden Wallungen aufschießt. Ich glaube, jedem deutschen Geschmack würde ein Lenbach'sches Bismarck-Porträt schließlich immer noch lieber sein, als das beste englische; ein Bild von Lenbach hat Schwung und Rhythmus, die der Deutsche in der Kunst nicht gerne entbehren mag, aber das englische würde, wenn auch nüchtern und tonlos, so jedenfalls doch im physiologischen Sinne „echter“ sein.

Ich sah Bismarck, als ich seiner Einladung folgte, zum ersten Male in meinem Leben. Mein Blick darf somit wenigstens als völlig frisch und völlig unbefangen gelten. Mir fiel sofort auf, daß dem Fürsten gerade das gänzlich fehlt, was in starkem Maße Lenbach besitzt, Hang zur Pose, zur Draperie, zur seelischen Dekoration.

Ich sah den Fürsten, wie er stand, saß, lag, plauderte, zuhörte, speiste, trank und rauchte. In jeder Lage erhielt sich fest und klar in ihm eine völlig schmucklose Einfachheit. Stimmung, Laune und Temperament, die dem gewöhnlichen Menschen Nuancirungen, Schatten und Lichter geben, hatten keinen beherrschenden Einfluß auf ihn. Sein Gemüth und sein ganzes Wesen schien mir ein ruhendes Wasser, in welchem sich die Dinge der Außenwelt spiegeln, das sie aber nicht mehr kräuselnd oder trübend aufregen können. Die Wolken können dunkel oder goldig unter dem Himmel hinwegziehen, aber ihn selbst können sie in seiner Grundfarbe nicht verändern. Und dieser Grundton in Bismarcks Wesenheit ist die klare Kraft der Natürlichkeit. Die Menschen, die Dinge und die Verhältnisse haben keine modellirende Gewalt über ihn; im Gegentheil, das, was an ihn herantritt, sieht sich gezwungen, entweder in seine Formen überzugehen oder eindrucklos von seinen Umrissen wieder abzuschießen. Er ist im Kleinen und im Großen so natürlich und so einfach, daß man Nichts von ihm subtrahiren könnte. Das aber liegt daran, daß weder der Graf, der Fürst, der Herzog, noch der Ruhm und der heispiellose Erfolg, der seinem Schaffen über ein Vierteljahrhundert lang zur Seite ging, ein Künstliches an Stolz und Pracht zu seiner natürlichen Einheit hätten hinzuaddiren können. Was die Welt aus ihm gemacht hat, das waren Alles nur Nullen vor

und nicht hinter der Eins, der Individualität, die er von Natur ist und die er unveränderlich in allen Lagen des Lebens geblieben ist. In dem Gemüth und dem Charakter von drei grundverschiedenen Kaisern hat sein geistiges Bild sich immer als das Gleiche wieder gespiegelt.

Er erscheint dem Besucher sofort auf den ersten Blick als das, wozu ihn die Natur bestimmt hat, als ein reicher, ein kluger, ein fürstlicher Bauer. Weder seine kräftig gearbeiteten Stiefel, noch sein schlicht und breit geschnittener Anzug, noch sein einfaches, ungesteiftes, mit einem weißlichen Hornknopf auf der Brust geschlossenes Hemd, noch seine einfache, deckellose Weichselpfeife sind aristokratisch an ihm im geschmückten Eurusinne des Wortes. Er trägt nicht einmal einen Ring an der Hand. Aristokratisch ist nur die Seele in ihm, im Gegensatz zu dem Plebejerthum, dessen geist- und kunstlose Lebensführung ihm nicht nur in der Politik, sondern auch in seinen ethischen und ästhetischen Instinkten allzeit zuwider ist. Wenn er heute nach dem Verlust aller seiner Aemter einen Brief unterzeichnet, so unterschreibt er, wie er es in seiner Junggesellenzeit gethan hat: „von Bismarck.“ Nicht mehr und nicht weniger. Das Landedelmännische in ihm ist ein Adels und eine natürliche Würde, die nach seinem Gefühl durch keinen weiteren Zusatz erhöht werden kann. Als sich das Gespräch auf den Wiener Adels lenkte, der sich von der anschwellenden Finanzbaronie immer mehr zurückgedrängt fühlt, sagte er aus dem Kerngefühl seines natürlichen Werthes: „Der Wiener Adels wird danach gemessen, ob sich Jemand einen ersten und dazu noch einen zweiten Haushofmeister halten kann; kann er das nicht, so gilt er nicht mehr als voll; sie haben ja dort weiter keinen inneren Maßstab als ihr Geld und ihren Aufwand.“

Zu dem vornehmsten Grundzug seines Wesens, dem einfachen Bauernthum, gesellt sich in innerem Zusammenhang ein zweiter, der einheitlich durch seinen Geist, seinen Körper, seine Familie und sein ganzes Haus geht: der Zug absoluter Gesundheit. Der Saal, in dem gefrühstückt wurde, ist charakteristisch für Bismarcks ganze Lebensart. Hell und klar strömt in das schmuckfreie, lichtgetönte Gemach, welches von einem riesigen, weißglänzenden Kachelofen eine milde Wärme empfängt, das frische Tageslicht aus vier mächtigen, unverhangenen Fenstern. Reine Luft und reines Licht fluthet über den weißgedeckten Tisch, auf welchen in froher Lebensfülle kräftige Gerichte des Landes und des Waldes aufgetragen werden: kaltes Wildschwein, große, braungebratene Fleischpuddings mit Kartoffelpurée, gekochte Ente in Wirsingkohl, von welcher der Fürst mit vielem Behagen speißt, eine Schüssel Frankfurter Würste, ein mächtiger, frischer Käse, Bier, Bordeaux- und ein etiketteloser Weißwein, dessen kräftige Blume das ganze Gemach durchduftet, bis ihn endlich die Kanasterwolken aus der langen Pfeife überwürzen. Alles athmet gesunde Lebenskraft, Alles wird mit gesundem Appetit ganz nach Belieben probirt und genossen; Jeder hat zu seinem eigenen Behagen noch das angenehme Gefühl, daß es auch allen Uebrigen schmeckt. Dr. Cohen, der frühere Hamburger Hausarzt des Fürsten, verrieth einmal, daß er niemals einen Menschen untersucht habe, dessen innere Organe so stark, schön und gesund gebildet seien, wie die des Fürsten Bismarck. Nach Durchlauchs gesegnetem Appetit zu urtheilen, hat sich die Kraft der Organe unverdorben in ihm erhalten. Nicht nur beim Frühstück, sondern auch beim Diner, das aus Suppe, Austern, Kabeljau, gepökeltem Rindsrücken mit Erbsenpurée und

Sauerkraut, Poularde, Plumpudding und vielerlei Desserts bestand, zu welchem Sekt, Rheinwein, Burgunder und Johannisberger Schloß geschenkt wurde, ging er seinen Gästen mit dem aufmunterndsten Beispiel voran. Das Weinglas umschlossen seine Lippen so fest und kräftig, wie das Mundstück seiner Pfeife; ihn Austern schlürfen und ein Entenviertel mit seinen starken und fast vollzähligen Zähnen zerlegen zu sehen, war allein schon ein appetitreizendes Vergnügen. Die Kraft der Gesundheit an diesem fünfundsiebenzigjährigen Manne, an dessen Seite ein Duzend mitarbeitende Kräfte zusammenbrachen, ist nicht weniger bewundernswürdig, wie die Kraft seines Geistes und seines Humors.

Ganz in diese gesunde, landfrohe Lebensweise paßt Bismarcks Stimme. Man hat oft gehört und gelesen, daß sein Organ einen hellen, schneidenden Klang habe, wie das Kommando gewisser Lieutenants. Das ist nicht wahr. Sein Organ hat einen barytonalen Wohlklang von überaus anmuthiger Färbung. Wie man von einer Sammt-, von einer Silberstimme spricht, so kann man von Bismarck sagen, daß Alles, was er redet, nach der körnigen Brodfrucht der Felder schmeckt. Seine Stimme ist schlicht, einfach, gerade, barytonal, als wenn es so sein müßte, gleich weit entfernt vom dünnen Tenor, wie vom übertriebenen Baß, eine Stimme mit der man nichts Anderes, als schöne, einfache Volkslieder singen sollte. Auch seine Lippen, die weder zu schmal noch zu voll sind, erscheinen nach dem einfachsten, melodischen Maße geschnitten. Der Bildhauer Schaper, der Schöpfer des Bismarck-Denkmals zu Köln und der Lessing-Statue auf dem Hamburger Gänsemarkt, hat nach dem Wunsche des Fürsten einmal, Verzicht leistend auf jede künstlerische Ausschmückung, Bismarcks Züge in

ihren anatomischen Mäßen genau mit dem Zirkel aufgenommen und für des Fürsten Privatbesitz in Stein verewigt. Ich möchte ihn zum Zeugen dafür aufrufen, daß Bismarcks festgeschwungene Oberlippe genau nach dem goldenen Schnitt in zwei Wellenlinien gebrochen erscheint. Auch in den Lippen seiner Frau Schwester findet sich derselbe anatomische Grundriß. Ueberhaupt, es liegt Musik in Bismarcks Körperbau.

Jedes Glied ist in sich und im Verhältniß zum Ganzen rhythmisch wohl an ihm gebildet. Das fällt besonders an seiner kräftig gegliederten Hand auf, die im Vergleich zur mächtigen Größe seines Körpers doch immer noch, wie sein Fuß, klein genannt werden kann. Die oberen, glatten Handflächen sind gleichmäßig von einer starken, ungeästeten Ader, wie von einem Strang durchquollen, die Finger sind in ihren unteren Gliedern rund, stark und wuchtig; die oberen laufen sich verdünnend in einem breiten, offenen, kurz und einfach geschnittenen Nagel aus, der allmählich die gelbliche Hornfarbe des Alters annimmt. Merkwürdig sind die Bewegungen seiner Hand; zu Allem, was er eindrucksvoll sagen will, spricht seine Hand mit; aber er gestikuliert trotzdem niemals, er begleitet seine Sprache nur andeutend mit den Händen, fest und bestimmt, aber ein künstlerisches Maß einhaltend. Man kann sagen, seine Hand vereinigt die feste, ruhige Bestimmtheit eines Chirurgen und die streichende Delikatesse eines Bildhauers. Ihre Bewegung hat niemals ein pathetisches Zuviel, niemals ein undeutliches Zuwenig oder eine zagende Unbestimmtheit. Wenn sich auf seine Kleidung ein Tabakstäubchen aus seiner Pfeife verflogen hat, so klopft er es nicht heftig, sondern er streicht es mit einer sicheren Grazie leise hinweg. Alles, was er

anfaßt, greift er nur so fest, wie es gerade nöthig ist. Seine Hand hat, was Hamlet den Schauspielern anempfiehlt, sicheres Maß und feinen Anstand in Allem, was sie thut. Sie mag im Eifer des Gesprächs noch so lebhaft ausfahren, gleich wieder ist sie durch eine innere, physiologische Besonnenheit in ihrer Bewegung gemäßiget oder gedämpft zurückgehalten. Es lebt dasselbe Leben in dieser Hand, wie es in dem politischen Geist sich kundgegeben hat, der das siegreiche preussische Heer bei Königgrätz in seinem Drang nach Wien gemäßiget und besonnen gezügelt hat. Wenn eine Löwe aus dem Dickicht zur Jagd heraustritt, so streicht er leise nur diejenigen Schilfhalme zur Erde nieder, die ihm unmittelbar im Wege stehen; in Nordschleswig, in Lothringen, in Polen kann man die niedergedrückten Schilfhalme am Boden liegen sehen, für alles Andere besitzt Bismarck im Gegensatz zu dem lärmenden, zerstörenden Genie Napoleons I. einen achtenden und konservirenden Geist. Auch für seine Hand gilt wie für seinen Geist das Wort: „Ex ungue Leonem!“

Neben seiner Stimme, seinem Munde, seiner Hand und seinem tiefblauen, feuchtschimmernden Auge, von dem ich schon früher sprach, ist seine Gesichtsfarbe besonders merkwürdig. Sie ist auffallend weiß und rein. Am Abend erhaufferten sich seine Wangen ein wenig, aber den ganzen Tag über behielt sein Antlitz dieselbe klare, feine Helle. Die schönen, großen Augen mochten früher die Brauen struppig begrenzt haben, jetzt schmiegt sich das lange Haar der Brauen wie eisgraue Seidenfäden über den unteren Stirnrand; sein Schnurrbart und sein Haupthaar, das nur das hintere Drittel des Hauptes wellig bedeckt, sind völlig ausgebleicht; sein Haar hat selbst nicht einmal den Glanz

des schneeigen Weiß mehr, es ist stumpfig und tonlos, wie die milchene Helle einer gefalkten Bauernstubenwand.

Wenn er sich von der Tafel erhebt und inmitten seiner Familie sechs Fuß hoch aufgerichtet steht, hat er die volle patriarchalische Würde, welche in der Geschichte aller Völker dem gottesfürchtigen und lebensfrohen Landmannscharakter als die höchste und kräftigste Zierde zugeschrieben wird. Er selbst küßt seiner Gattin Stirn und Wange, die Söhne reichen ihm die Hand und küssen ihm den Mund.

Wenn seine Gemahlin zu Anderen von ihm spricht, so redet sie nur von „Bismarck“; zu ihm selbst spricht sie in trauten Diminutiven; er selbst antwortet dann mit der Unrede, die er in seinen Briefen an sie gebraucht: „Mein liebes Herz!“ Von der Frau Fürstin gewinnt man sofort den Eindruck, daß sie ihrem Gatten nicht nur das schmückende und gemüthvolle Element seines Hauses, sondern eine starke, fürsorgende Gefährtin des Lebens ist. Ihr Geist, ob sie nun über häusliche oder schöngeistige Dinge sprach, erschien von einer festen, bestimmten Klarheit; es ist ein Geist in ihr, der Wärme ausstrahlt, aber selbst keiner Liebkosung bedarf, wie das Gemüth so vieler anderer Frauen. Sie schien mir in Allem, was sie sagte und that, Gutes und freundliches zu geben, ohne zu erwarten, daß ihr selbst auch gegeben werden müsse. Sie ist eine selbstständige Natur, eine Frau, die trotz Gräfin, trotz Fürstin und Herzogin immer nur in erster Linie Frau und Hausfrau blieb, häuslich denkend, häuslich schaffend, von der Weichheit und Güte, aber ohne die Schwäche und die Prätension des Weibes. Von kräftiger, stark mittelgroßer Figur hat sie sich in den stürmischen, geschichtlichen Ereignissen, die ihre Wellen aus der Politik nur zu häufig bis in ihre Häuslich-

keit geschlagen haben mögen, gesund, frisch, klar und heiter erhalten. Ihre sechsundsechzig Jahre wird Niemand ihr ansehen. Der dunkle, gesunde Teint, gehoben durch zwei große, wundervolle Diamanten, die sie als Ohrgehänge trägt, das lebhaft braune Auge, in dem ein verhaltenes Feuer in starken Lichtern spielt, das schwarze, noch nicht allzu stark melirte Haar verrathen, daß die Natur ihrem ganzen Wesen viel satte Farbe mitgegeben hat, an welchem die Jahre des Alters, nach der geistigen Frische der Frau Fürstin zu urtheilen, noch sehr lange zu zehren haben werden. Für ihre Gäste hat die hohe Frau eine lautlose und doch stets überaus wachsame Sorge. Man hat nie einen Wunsch, man bekommt Alles von selbst. Es ist die stillste und doch die wärmste und beredteste Gastfreundschaft, die man in der Fürstin Hause genießen kann. Als ich mich nach dem Frühstück zu verabschieden dachte, meinte die Frau Fürstin, daß noch viele Züge nach Hamburg zurückführen, sie habe mir heimlich ein Zimmer wärmen lassen, ich möchte dort ein wenig ruhen oder auch im Wald spazieren gehen, bis die Zeit des Dinners komme. In dem mir angewiesenen Zimmer fand ich Alles, was ein Mensch und ein Schriftsteller bedarf, vom Briefpapier und den Depeschenformularen bis hinunter zum Handtuch und zur Seife. Da ich nun aber nicht als ein überhastiger „Interviewer“ nach Friedrichsruh gekommen war, so lehnte ich mich, anstatt Telegramme abzulassen, in einen amerikanischen Schaukelstuhl und wiegte im Herzen die dankbaren Gefühle auf und ab für die freundliche Gastlichkeit, die mir in unvergeßlicher Weise von der Dame des Hauses bereitet wurde.

Eine überaus lebenswürdige Erscheinung ist Bismarcks Schwester, Frau Malvine von Arnim, an welche der

Kanzler eine ganze Reihe seiner geist- und humorvollen Briefe gerichtet hat, die zum Theil auch veröffentlicht sind. Als von Schönhausen gesprochen wurde, fragte ich Frau von Arnim, ob auch sie auf Bismarcks Stammsitz geboren sei.

„Nein“, erwiderte sie, „ich kann nicht leugnen, daß ich nun einmal ein pommersches Fräulein bin!“ Das sagte die Dreiundsechzigjährige mit einer so reizvollen Artigkeit, daß sie wirklich etwas von der Grazie eines jungen Fräuleins erhielt. Sie ist von Statur halb so groß, wie ihr großer Bruder; aber das gleiche Maß, was Bismarck von der Natur an männlicher Kraft erhalten hat, scheint sich in ihr als innere Anmuth entfaltet zu haben. Man weiß, daß der Fürst zuweilen seine Gedanken in einen feinen, völlig dornenlosen, galanten und gewandten Humor zu kleiden versteht. Aus diesem graziosen Esprit scheint der Geist und der Körper seiner Schwester gebildet. Wenn sie nicht selbst so stolz und so niedlich bekannt hätte, daß sie ein pommersches Fräulein sei, so könnte man wohl von ihr sagen, wenn sie mit der feinen Hand die schwarzgestielte Lorgnette über die kleine, zart gebogene Nase an ihre klugen, lebhaften Augen führt, unter ihrem Spitzenhäubchen freundlich in die Welt sieht und bei ihrem reizenden Lächeln eine perlende Reihe kleiner, zierlicher Zähne zeigt, daß sie eine der anmuthigsten Figuren in der Zeit des Rococo gemacht haben würde. Ihrem Bruder muß sie geistig und gemüthlich ganz besonders nahe stehen, das konnte man an ihrem herzlichen Ton und ihrem vertrauten Mienenspiel merken. Kraft und Anmuth haben ja schon zur Griechenzeit gern einen freundlichen Bund geschlossen. Bei Tische, wo Frau von Arnim mir gegenüber saß, erhob sie plötzlich ihr Champagnerglas und mir freundlich zuwinkend, sagte sie in ihrer artigen Weise:

„Auf die Schriftstellerei!“

Auch ihre Tochter, die Gemahlin des Grafen Wilhelm von Bismarck, war in Friedrichsruh anwesend. Die Gräfin hat in ihren Zügen sehr viel von ihrer Frau Mutter, nur Mund und Nase sind lebhafter gebildet. Ihr Wesen ist voll kouragirter Frische. Zum Frühstück erschien sie in modernem, englischen Reitkleide, in hohen Glanzstiefeln. Wie ein schlanker Page trat sie zu ihrem Oheim hin, ihm mit einer frischen kavalierrmäßigen Verbeugung die Hand küßend. Vor dem Diner ergötzte sich die junge Gräfin in ihren hohen Stiefeln im winterlichen Park, wo sie einen sechs Fuß hohen Schneemann tapfer errichten half. Bei Tische hatte sie Herrn Ober-Ingenieur Franz Andreas Meyer an ihrer Seite, der schon dreizehn Jahre dem Fürsten ein liebgewordener Gast ist. Mit halbem Ohr hörte ich, daß sich ihr beiderseitiges Gespräch auf das alte, ewig unerschöpfliche Thema „Mädchen oder Knaben“ lenkte. Andreas Meyer meinte in seiner treuherzigen Weise, er habe nun schon acht Kinder, Knaben und Mädchen, sie seien ihm alle gleich lieb und würden es bleiben, auch wenn es acht Mädchen oder acht Knaben seien, denn Kinder seien nun einmal Gaben Gottes.

Mit einem köstlichen „Na, ja!“ brach hier die Gräfin das Gespräch ab, als wenn sie sagen wollte: „Nun, für mich ist das durchaus nicht Einerlei! Mir könnte der liebe Gott keine größere Freude machen, als wenn er mir einen Stammhalter schenkte, den Ersten, welcher berufen wäre, den Namen Bismarck weiter durch die Welt zu tragen!“

In diesem Augenblick forderte mich Graf Wilhelm ganz unabhängig von dem am Ende der Tafel von seiner Gattin geführten Gespräch auf, mit ihm ein Glas Champagner

zu leeren, und ich that es mit dem stillen Wunsch, daß einst nach vielen hundert Jahren die Bismarck und die Meyer in Deutschland an Zahl sich das Gleichgewicht halten möchten.

Die Grafen Herbert und Wilhelm schlossen den Familienkreis, den ich in Friedrichsruh versammelt fand. Ich bedauerte nur, daß des Fürsten Tochter, die Frau Gräfin Rantzau, welche dem Vater besonders eng ans Herz gewachsen ist, mit ihren Kindern, die sich vortrefflich entwickeln sollen, schon nach München zurückgereist war. Graf Herbert, den ich zuletzt in Kopenhagen auf der nordischen Kaiserfahrt sah, hat sich noch immer seine stattliche, jugendlich schöne Erscheinung gewahrt; mit seinem dichten, leichtgewellten Haar reicht er dem Fürsten bis an die halbe Stirn hinan. In Bart und Haar haben ihm die letzten aufregenden Zeiten schon ein wenig Grau gemischt.

Die Aerzte hatten dem Grafen, wie die Frau Fürstin erzählte, ein Jahr Reiseerholung verordnet; nun sei er aus-
ersehen, Schönhausen zu bewirtheften, wo er, obschon sich dort ein wohllicheres Nebenhaus befindet, in dem historischen Gebäude, wo seines Vaters Wiege stand, seinen Wohnsitz nehmen will. Auch die Herrichtung des Bismarck-Museums in Schönhausen sei seiner Obhut anvertraut; noch aber ständen dort die historischen Stücke verpackt „in Kisten bis an die Decke“. Jedenfalls also wird den späteren Generationen in Schönhausen ein Bismarckhaus überliefert werden, ein würdiges Gegenstück zu dem Goethe-, dem Schiller-, dem Körner-Haus. Graf Wilhelm, der in der Familie nur Bill genannt wird, hat ganz seine alte, lebenslustige Frische und Unbefangenheit: er war ein lebenswürdiger, freundlicher Tischnachbar, mit dem sich zwanglos über dies und das plaudern ließ.

Die Fürsorge der Frauen für den greisen Kanzler befandete sich in besonderem Grade, als sich das Gespräch auf die Zeit der Bismarck-Attentate lenkte. Man fühlte den fürstlichen Damen nach, wie sie im Geiste noch einmal ein kleines Stück von der großen Sorge durchlebten, welche ihnen während einer langen Reihe von Jahren um das Leben des Fürsten auferlegt war. Die Frau Fürstin erzählte, daß sie in ihrem Zimmer eines Tages in der Konfliktzeit einen Zettel gefunden habe, der durchs offene Fenster hereingeworfen zu sein schien, auf welchem die Worte standen: „Morgen ist Alles aus, schade nur um die schönen Knaben (womit der vierzehn- und elfjährige Herbert und Wilhelm von Bismarck gemeint sein sollten), morgen sind sie nicht mehr!“ Jeden Tag seien Droh- und Schmähbriefe eingetroffen.

„Die meisten eingeschrieben,“ fügte der Fürst hinzu; „ich habe seit jener Zeit eine wahre Aversion gegen eingeschriebene Briefe behalten!“

Bismarcks Schwester erinnerte sich sofort des Datums, an welchem Blind auf den Fürsten schoß. Sie habe ihren Bruder nicht oft genug mahnen können, sich zu schützen und durch besondere Maßregeln zu hüten, aber Bismarck habe immer nur geantwortet:

„Ich habe genug zu thun; das kann der liebe Gott allein besorgen!“

„Merkwürdig genug,“ fuhr der Fürst fort, „hatte ich an dem Tage, an welchem auf mich geschossen wurde, keine Waffe, nicht einmal einen Stock bei mir. Ich hatte sonst immer einen geladenen Revolver in der Tasche; so ging ich wochenlang, die Hand am Kolben, durch die Straßen. Die weite Reise in die Ewigkeit hätte ich nicht gern allein gemacht!“

Auf die Attentatszeit war die Unterhaltung durch einige Bemerkungen über den russischen Kaiser geführt worden, den ich in Kopenhagen häufig zu sehen Gelegenheit hatte und über dessen glückliches Leben in Fredensborg ich Einiges erzählte.

„Der Zar“, sagte Bismarck, „ist ganz gewiß ein Mann der Ruhe und des Friedens. Ob er aber glauben wird, dies immer sein zu können, ist fraglich. Das russische Heer, das zum größten Theil in unbehaglichen Quartieren liegt, verlangt von Zeit zu Zeit Beschäftigung. Auch der letzte Krieg gegen die Türken ist durch die Rücksichtnahme auf eine möglicher Weise im russischen Heer anwachsende Unluststimmung mit bestimmt worden.“

Hier erzählte der Fürst, um die grenzenlose Unsicherheit zu kennzeichnen, mit welcher ein Russenkaiser seinen Unterthanen gegenübersteht, eine Anekdote aus dem Leben des Kaisers Nikolaus. Nikolaus sollte sich einmal nach ärztlicher Vorschrift einer Einreibung des Rückens unterwerfen. Er fand aber Niemand in seiner Umgebung, dem er sich in dieser Situation anvertrauen wollte; in seiner Rathlosigkeit bat er endlich Friedrich Wilhelm IV. um Uebersendung einiger preußischer Gardeunteroffiziere, welche reich beschenkt nach Berlin zurückkehrten. „So lange ich meinen Russen ins Gesicht sehen kann, geht es noch“, habe Nikolaus gesagt, „aber mich von ihnen auf dem Rücken bearbeiten zu lassen, das riskire ich nicht!“

Für die Czarewina, welche um das Leben ihres Gemahls Tag für Tag zittern müsse, legten die Gattin und die Schwester Bismarcks bei dieser Gelegenheit ein aufrichtig theilnehmendes Mitgefühl an den Tag.

Der Fürst, der schließlich mit seiner Frau Schwester und mir am Frühstückstische ganz allein zurückblieb, sprach

bei seiner Pfeife über eine Stunde in unglaublich frischer Weise über Vergangenes und Gegenwärtiges. Sein Gedächtniß ist geradezu fabelhaft. Er sprach von Dingen, wie den Defabristen-Kämpfen und anderen, welche weit über ein Menschenalter zurückliegen, mit einer Anschaulichkeit, als seien sie gestern von ihm erlebt worden. Seine Fähigkeit, in wenigen Strichen einen Charakter blitzschnell hinzuzichnen, wie es sonst nur der übermüthigen Jugend gegeben ist, brachte mich wiederholt in Erstaunen. „Es giebt überall Minister,“ sagte er einmal, „die niemals eigene Ideen haben, die aber vorzüglich zu gebrauchen sind, wenn man sie ins Parlament schickt, um einen Fünfhundertthalerschein in gangbare Münze umzuwechseln.“

Bismarcks Unterhaltungsgabe zeigte sich im glänzendsten Lichte; er sprach wohl über eine Stunde lang in der amüsan-
testen Weise über vergangene und gegenwärtige Dinge, nur seine Frau Schwester und ich waren seine Zuhörer. Immer aber kehrte sein Gespräch auf die Persönlichkeiten der drei Kaiser, unter welchen er gedient hat, zurück. Wenn man in Bismarcks erstes Empfangszimmer tritt, so fällt der Blick der Besuchenden sofort auf die Portäts der drei kaiserlichen Monarchen. Sie schweben auch im geistigen Sinne über den Gesprächen und den Gedanken im fürstlichen Hause. Vielleicht wird der Fürst in seinem Memoirenwerk eine Charakteristik seiner kaiserlichen Herren geben, die nach dem, was ich aus seinem Munde hörte, zu urtheilen, an plastischer Fülle, an Schärfe der Zeichnung, an psychologischer Finesse Alles überbieten dürfte, was den deutschen Historikern bisher an Seelenmalerei gelungen ist. Ich will hier nur ein Weniges mittheilen und sagen, daß Bismarck nicht genug die „politesse du coeur“ rühmen konnte, von welcher Wil-

helm I. befohlen gewesen sei; „zornig konnte er ja auch werden, aber es war immer politesse in ihm.“ „Als er sich der Regentschaft näherte, bat er mich um schriftliche Instruktionen über alle möglichen Verhältnisse, über Landgemeindeordnung, Ritterschaftsachen und vieles Andere. Ich gab meine Gutachten so ausführlich ab, als wenn ich einen Sohn für die Staatswissenschaften auszubilden hätte und trug heimlich nur die Befürchtung, daß der Prinz sich über den elementaren Charakter meiner Arbeiten moquieren werde; er war mir aber für Alles erkenntlich, da er immer noch Neues fand, in dem was ich sagte. Er wollte auch als Regent stets nur Offizier im Dienst sein, der seine Pflicht aufs Gewissenhafteste zu erfüllen sucht.“

Vom Kaiser Friedrich sagte Bismarck, daß er ein guter, braver Mensch gewesen. „In allen wichtigen, aktuellen Staatsangelegenheiten war ich in der letzten Zeit, auch in der Battenberger-Frage, mit ihm einer Meinung; auch mit der Kaiserin Friedrich war es mir schließlich leicht, mich in angenehmer Weise über die meisten und wichtigsten Maßregeln zu verständigen.“ Wilhelm II. nannte der Fürst, der bei dieser Gelegenheit auch sehr detaillirt über die Geschichte seiner Entlassung sprach, einen „reichen Erben“. Von Deutschland sagte er, „daß es nicht mehr unterzukriegen sei, aber daß doch sehr Vieles von ihm abgebröckelt werden könne.“ Was der Fürst im Einzelnen über seine Amtsentlassung und über andere Fragen hochpolitischer Natur sprach, das halte ich mich nicht für berufen, wiederzugeben; denn ich kam nicht als Interviewer zu ihm, sondern nur mit der Absicht, eine feuilletonistische Skizze über sein einsames Leben in Friedrichsruh zu schreiben, welcher durch politisch neutrale Aeußerungen des Fürsten einige lebhaftere Lichter

aufgesetzt werden sollten. Ich will nur mittheilen, daß der Fürst ganz ruhig und objektiv seinen Abgang wie ein Ereigniß besprach, das er bis auf die Zeit und die Form längst vorausgesehen zu haben schien.

Ueber sich selbst sagte er, daß er merkwürdiger Weise in Sachsen, in Bayern und in Süddeutschland im Allgemeinen wärmere Anerkennung gefunden habe, als bei seinen engeren Landes- und Stammesgenossen. „Die Junker gönnen ihrem Nachbarn nicht gern etwas; ich bin ja selbst von ihrem Blut und habe es also auch am eigenen Leibe erfahren müssen. Die Sachsen, die Bayern und die Süddeutschen überhaupt, denen ich als Deutschen eine bessere Existenz in der Welt verschafft habe, sind mir mehr erkenntlich für meine Thätigkeit gewesen.“

Aus den wenigen Aufzeichnungen, die ich hiernit schließe, läßt sich erkennen, welch' ein reicher, lebendiger, gesunder und gedankenfroher Geist in dem Fürsten lebt. Vielleicht wird nach tausend Jahren die Sage durch Deutschland gehen, daß dort, wo das schlichte Fürstenhaus im Sachsenwalde stand, ein zweiter Nibelungenschatz begraben liege, der ungeprägt in seinem geistigen Golde blieb.

Als gegen die elfte Abendstunde die Fahrzeit für die Hamburger Gäste heranrückte, welchen der anwesende Präsident des Altonaer Eisenbahn-Direktionsbezirkes, Herr Krahn, in lebenswürdiger Weise seinen Extra-Wagen zur Verfügung stellte, bemühte sich der Fürst mit in den Garderobenraum, um selbst nachzusehen, ob „Jeder gut nach Hause komme“. Seine Freundlichkeit ging so weit, daß, als seine stattliche Tischdame, Frau Ober-Ingenieur Meyer, sich nach ihren Ueberschuhen bemühte, er sich selbst unter einen Ständer beugte, um die Schuhe hervorzuholen. Der Frau Baronin

Merck, einer jugendlichen Frauenerscheinung von äußerer und geistiger Anmuth, küßte der Fürst in chevaleresker Weise die, wie er sagte, „schöne Damenhand!“ In gemüthlichster Weise, die für Bismarcks frische Verkehrsformen charakteristisch ist, verabschiedete er sich von seinem alten Friedrichsruher Gutsnachbarn, dem prächtigen Kaufmann Emil Voigt aus Hamburg, dessen musikalisch hochveranlagte Gemahlin zur Abendunterhaltung in lebenswürdigster Weise beigetragen hatte. Mir selbst reichte er seine Rechte mit den Worten: „Nun, Sie besuchen mich wohl einmal wieder!“

Alle Gäste wurden gebeten, sich vor ihrer Verabschiedung in das Fremdenbuch einzutragen, welches Signor Crispi mit einem italienischen Spruch eröffnet hat. Auch Kaiser Wilhelms Namenszug prangt zwei Mal auf einer ganzen Seite, einmal datirt von Friedrichsruh, das andere Mal von „Friedrichsruhe“.

Alle Anwesenden trugen nur ihren Namen ein und nahmen dafür ein freundliches Stück aus einem großen und edlen Menschenleben mit hinüber in ihre Erinnerung.

Wie oft muß man hören: „Bismarck hat kein Herz!“ Die beste Antwort darauf ist, daß man sagt, Bismarck hat zwei Herzen. Den traulichen Schlag des Einen kann man in dem reizenden Kreise seiner Familie, das Andere in dem Klang der Glocken hören, die nun schon zwanzig Jahre Frieden durch Deutschland und Europa läuten.



Im Verlage der Druckerei Glöck in Dresden ist erschienen und zum Preise von zwei Mark zu beziehen:

Gedanken über Bismarck.

Politische Aphorismen

von

Max Beyer.

Fünfte unveränderte Auflage.

Se. Excellenz Graf Herbert Bismarck schreibt dem Verfasser: „. . . . Ich habe Ihre Schrift gern gelesen und sie hat mich besonders sympathisch berührt, weil daraus hervorgeht, daß Sie den Lebensgang und Charakter meines Vaters mit warmem Herzen studirt haben“

Der „**Deutsche Reichsanzeiger**“ schreibt: „Treffend, überraschend, bringt ganz neue Gesichtspunkte! Beyer ist zu den treuesten Verehrern Bismarcks zu rechnen.“

Der „**Hamburgische Correspondent**“ schreibt: „Voll von köstlichem Humor, originell, anregend, bald drastisch und bald elegant, äußerst lebendig und geistvoll!“

Die „**Kölnische Zeitung**“ nennt das Buch „ein Zeugniß umfassenden Wissens und einer aus großen Gesichtspunkten gebildeten Weltanschauung.“

„**St. Petersburger Zeitung**“: In seiner Wärme wohlthuend in seinen Bemerkungen geistreich.“

Von demselben Autor erschien im Verlag von Felix Bagel
in Düsseldorf:

Bismarck, Moltke und Goethe.

Eine kritische Abrechnung mit Dr. Georg Brandes.

Preis 1 Mark.

Generalfeldmarschall Graf von Moltke sandte dem Verfasser von Berlin nach Kopenhagen einige eigenhändig gezeichnete Dankzettel für Uebersendung der Broschüre.

Der preussische Staats- und Reichsanzeiger stellt in Frage, ob der dänische Literaturhistoriker Dr. Georg Brandes überhaupt einer so ausführlichen Antwort werth gewesen sei; „was der Verfasser über das Verhältniß Bismarcks und Moltkes zu Goethe zu sagen weiß, ist ganz vortrefflich und verdient in weiten Kreisen gelesen zu werden.

Die „Grenzboten“ schreiben:

„Der dänische Literaturhistoriker Georg Brandes hat voriges Jahr ein Schriftchen herausgegeben, worin er sich erfrecht, von Bismarck zu behaupten, daß er nicht auf der Höhe der deutschen Kultur stehe, unserm Moltke den „Stempel des freien Mannes“ abzusprechen und das jetzige Deutschland geistig verroht zu schimpfen, weil es keinen Goethe aufzuweisen hat. Leider fand sich ein Mann, der das Nachwerk ins Deutsche übersetzte und ein anderer, der diese Uebersetzung verlegte. Dem unseren Lesern wohlbekannten Verfasser der Broschüre „Bismarck wird alt“ hat der patriotische Zorn über diesen Unfug die Feder in die Hand gedrückt und er züchtigt den frechen Patron nach Gebühr; auch mit den literarischen Ansprüchen des eiteln Dänen geht er unbarmherzig ins Gericht. Die Schrift ist von Anfang bis zu Ende lebhaft und packend geschrieben; aus seiner zornigen Begeisterung sprudelt der Verfasser eine Menge schöner Gedanken und witziger Einfälle hervor.“

Von demselben Autor erschien im Verlage der Druckerei Gieß
in Dresden:

„Bismarck wird alt!“

Preis 1 Mark.

Eine politische Broschüre, von welcher die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ mit Befriedigung konstatirt, daß fast die gesammte deutsche Presse ihren Inhalt mit spaltenlangen Auszügen wiedergegeben habe. Die kleine Flugschrift bringt folgende Mittheilungen:

Eine Aeußerung des Fürsten Bismarck. — Fürst Bismarck und die 99 Tage. — Rührt Euch! — Stillgestanden! — Der Immediatbericht. —

„Bismarck wird alt!“ — Des Kanzlers Lobtenpanorama. — „Die Nachfolge Bismarcks.“ — Seine Söhne. — Die realistische und die liberale Weltanschauung. — Bismarck ein erraticus Block. — Ossa, Polen und Nordschleswig. — Ein Finnländer. — Spielhagen und Ipsen. — Die Lokomotive und der Schutzoll. — Der hysterische Dr. Bamberger. — Bismarck und der Blutzoll. — Preußen und Deutschland, Deutschland und die Welt. — Bismarck als Werkzeug des freiheitlichen Weltgeistes. — Sein Genie. — Bismarck an Motley. — Kuno Fischer und die „Entwicklung der Freiheit“, Bluntschli, Kant und Goethe. — Deutsches Weltbürgerthum. — Die Civilisten und die Regimentsmusik. — Die Fortschrittshelden in Hamburg. — Hängel auf dem Klimax des Pathos. — Ricket im Stadium der Pathologie. — Richter als politischer Junggefelle. — Bürger und Staatsmänner. — Der echte Musterfortschrittler. — Das wahre und das ewig lebendige System Bismarck. — Wann der Kanzler einmal sterben wird!

In zahllosen deutschen Blättern, sowie auch in der dänischen, schwedischen und englischen Presse wurde die Broschüre in Leitartikeln anerkennend besprochen.

Von demselben Autor erschien im Verlage der Druckerei Glöck in Dresden:

„Rembrandt und Bismarck.“

Preis 1 Mark.

Diese innerhalb 8 Wochen schon mehrfach neu aufgelegte Schrift erregt andauernd das allergrößte Aufsehen in politischen und literarischen Kreisen.

Die „Kölnische Zeitung“ hält in einer langen Besprechung der freisinnigen Parteipresse entgegen, daß die Schrift zu inhaltsreich und zu geistvoll sei, als daß sie mit den üblichen Fonds-Wiszeleien der freisinnigen Presse abgethan werden könne.

Die „Crefelder Zeitung“ schreibt, obgleich sie auf einem anderen politischen Standpunkte stehe, u. A. wie folgt: „Wir als Vertreter der Presse verzeihen dem Autor seine scharfen Tadelsworte gegen die deutsche Presse (insbesondere nimmt Bewer die „Kölnische Zeitung“, die „Post“, „Hamburger Nachrichten“, gelegentlich auch die „Tante Bock“ aufs Korn), weil wir in diesen Urtheilen neben manchem sachlich Richtigen vor Allem eine Fülle von großartiger Empfangungsweise und künstlerischer Gestaltungskraft finden. Es ist geradezu ein ästhetischer Genuß, die bilderreiche, so plastische wie farbenglühende Sprache Bewers

zu hören, seinen geistvollen, frappanten Vergleichen nachzugehen und das schwanke Seil seiner in schwindelnde Ferne reichenden Gedankenentwicklung für einen Augenblick selbst zu betreten, bis uns irgend eine urwüchsigte Grobheit von homerischer Kraft und Schönheit wieder auf den festen Boden zurückversetzt. Könnten wir die Schrift Bewers, die thatächlich aus einem originellen Gusse ist, in welchem Inhalt und Form sich decken, nach Inhalt und Form streng von einander scheiden, so müßten wir sagen: Auch wenn der Inhalt der Schrift nicht behagt oder auch nur gleichgültig sein sollte, der lese sie um ihrer Form, um des wunderbar plastischen, warmherzigen, urkräftigen Stiles willen, in dem sich eine eigenartige Dichternatur offenbart. In unserer glatten, oberflächlichen Zeit ist Bewers Schrift eine Freude jedenfalls für Diejenigen, die Sinn für das Originelle haben, viele wird sie zur ästhetischen Werthschätzung des Originellen anleiten, alle Leser aber wird sie hoffentlich über den ersten Kanzler des deutschen Reiches zu einem Urtheil hinführen, indem nicht der kalfinnige Parteipolitiker, sondern der schlichte Mensch und der gute Deutsche den Ton angiebt."

Die „**Vossische Zeitung**“ meint, „so habe noch kein Deutscher über Bismarcks Entlassung geschrieben“ — kein Wunder, daß die alte Tante eine ganze Spalte lang in epileptischen Zufällen liegt!

